

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

17. JAHRGANG
APRIL-JUNI 1988



Inhalt

Volker Osteneck	
„Der Konservator . . . hat die Aufgabe, eine genaue Kenntnis aller Denkmale des Landes zu sammeln“	41
Richard Strobel	
Eduard Paulus der Jüngere und Franz Xaver Kraus Württembergs und Badens Anfänge des Kunstdenkmäler- Inventars	43
Anita Gaubatz	
Erfassung von archäologischen Denkmälern der Vor- und Frühgeschichte Baden-Württembergs	53
Peter Findeisen	
Baden-Baden, Bahnhof Schritte zu einem Inventartext	61
Leo Schmidt	
Großes Inventar und Mietshausarchitektur der Kaiserzeit (1871–1918)	75
Volker Osteneck	
Über den inventarisatorischen Umgang mit der Architektur nach 1945 Oder: Wie alt müssen Kulturdenkmale sein?	80
Günter Eckstein	
Meßtechnische Bauüberwachung und Schadensdokumentation an der evangelischen Pfarrkirche St. Stephanus in Mulfingen- Hollenbach, Hohenlohekreis	86
Rolf Dehn	
Tarodunum und Kegelriß Neues zur Spätlatènezeit im Breisgau	94
Norbert Bongartz	
Probleme mit Lüftungsnässe? Eine praktikable Raumentfeuchtungsmethode	98
Die Inventarisatoren des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg	102
Buchbesprechungen	103
Mitteilung	104

Titelbild: Der von innen beleuchtete „Lichtbrunnen“ im Garderobenraum des Mozartsaales der Stuttgarter Liederhalle von 1956 ist ein Werk von Hanns Model (1908–1983). Zum Beitrag Volker Osteneck: Über den inventarisatorischen Umgang mit der Architektur nach 1945

Volker Osteneck: „Der Konservator... hat die Aufgabe, eine genaue Kenntnis aller Denkmale des Landes... zu sammeln“*

Der Beginn der Inventarschreibung 1887 in Baden und 1889 in Württemberg (ein Inventar der Hohenzollernschen Lande kam 1896 hinzu) gab den Anlaß, diesem Heft das Schwerpunktthema „Inventarisierung“ zu geben und zunächst in die Inventarisierungsgeschichte zurückzublicken: Richard Strobel stellt in den Mittelpunkt seines Beitrages Eduard Paulus d. J. und Franz Xaver Kraus, die beiden ersten Inventarisatoren Württembergs und Badens, und Anita Gaubatz berichtet über Geschichte und Methoden der Inventarisierung in der Archäologie. Die Wiederaufnahme der Fundamentalinventarisierung nach längerer Unterbrechung führte zu Überlegungen, wie Probleme der Denkmaldarstellung in einem modernen Denkmalinventar gelöst werden könnten: Peter Findeisens „Schritte zu einem Inventar“ zeigen in Text, Bild und Kommentar, wie ein Großbau aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, nämlich der Stadtbahnhof von Baden-Baden, behandelt werden könnte, Leo Schmidt setzt sich anhand eines Freiburger Beispiels mit der Darstellung von Massenarchitektur aus der Zeit um 1900 auseinander, und der Verfasser teilt einige Gedanken „Über den inventaratorischen Umgang mit Nachkriegsarchitektur“ mit.

Über den Wert von Inventaren als umfassende Darstellung von Kulturdenkmalen und wichtigste Grundlage

konservatorischen Handelns ist viel geschrieben und gesagt worden (vgl. u. a. die Rede von August Gebeßler auf dem 1. Baden-Württembergischen Denkmaltag in Ravensburg, abgedruckt im Nachrichtenblatt 1985, Heft 1). Die Freude darüber, daß diese Arbeit nach mehrjähriger Pause weitergeführt werden kann, darf jedoch eines nicht vergessen lassen: im Landesdenkmalamt wurde seit jeher inventarisiert. Von den hier zur Zeit im Referat 34 – „Listenerfassung, Ortskernatlas, Inventarisierung“ tätigen 29 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sind allein 22 in der Listenerfassung eingesetzt. Diese Inventarisierungsart, deren Aufgabe es ist, in möglichst kurzer Zeit einen flächendeckenden Überblick über den Denkmalbestand zu erhalten, ist nach Art der eingeschränkten Information über das Einzeldenkmal und in der Listenform älter als das Inventar und bediente sich zeitweilig sogar ausführlich angelegter Fragebogen (vgl. den Aufsatz von Anita Gaubatz über die Geschichte der archäologischen Inventarisierung, im übrigen Hans Huth, Bau- und Kunstdenkmäler-Inventarisierung in Mannheim vor 100 Jahren; in: Mannheimer Hefte 1983, Seite 60–62, und grundlegend Richard Strobel, Denkmalverzeichnis und Inventarisierung in Baden-Württemberg; in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 39, 1985, Seite 220–279).

* Aus einem Erlaß des königlich-württembergischen Innenministeriums 1902.

Tilmann Breuer spricht in seinem Vortrag „Erfassen und Dokumentieren: Wissenschaftliche Methoden zur



DER BAND wurde „im Auftrag des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens bearbeitet von Dr. Eduard Paulus, Conservator der vaterländischen Kunst- und Altertums-Denkmale, Stuttgart, Verlag von Paul Neff, 1889“.

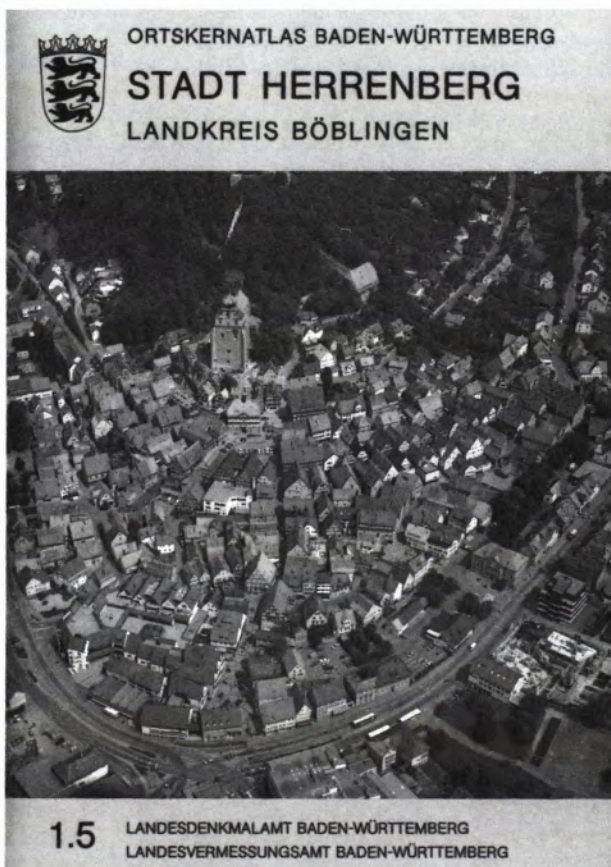
wertenden Darstellung geschichtlicher Überlieferung (abgedruckt in: Erfassen und Dokumentieren im Denkmalschutz, Schriftenreihe des deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 16, Stuttgart 1982, Sei-



Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Stadtkreis Mannheim

Deutscher Kunstverlag München Berlin



te 11–16) davon, „daß (sich) die topographische Methode der Denkmalerkenntnis in eine, wie man sagen kann, makroskopische und eine mikroskopische polarisiert hat. Als makroskopische Analyse der Denkmalswelt wäre eine Methode zu bezeichnen, die versucht, mit beschränktem Zeitaufwand einen Überblick über die Welt der Baudenkmale zu gewinnen, als eine topographische Denkmalstatistik in diesem Sinne sind Denkmallisten immer erarbeitet worden, und in diesem Sinne ist die Herstellung auch als wissenschaftliche Aufgabe ernst genommen worden.“ Dieser Erfassungsmethode steht die „mikroskopisch-topologische“ gegenüber, „welche in einer Fundamentalinventarisierung verwirklicht werden kann“. Andere Inventarisationsmethoden, etwa nach Epochen oder Gattungen (Korpuswerke), können in diesem Zusammenhang außer acht gelassen werden. Listeninventarisierung bedeutet Verzicht auf vertiefende Forschung, auf die Behandlung von Ausstattungsstücken und abgegangenen Bauteilen. Grundlage in Baden-Württemberg ist die „Verwaltungsvorschrift zur Erfassung von Kulturdenkmalen in einer Liste“ in der Fassung vom 28. Dezember 1983. Dieser Erlass schreibt unter anderem vor, daß der Denkmalswert eines jeden Objektes nicht nur benannt, sondern auch durch eine „fachlich-konservatorische Begründung ... wissenschaftlich abgesichert“ werden muß. Eine reine „Fassadeninventarisierung“ mit Angabe von Stockwerk, Achsanzahl und geschätzter Datierung reicht nicht aus. Systematische Innenbegehungen, das Durchforsten von Bauakten und Literatur sowie der Erfahrungsaustausch mit den Kollegen innerhalb und anderen Fachkundigen außerhalb des Amtes kommen hinzu. Die Ergebnisse gehen dann auch weit über das hinaus, was landläufig unter „Liste“ verstanden wird. Abbildungen und Bildunterschriften in dem Beitrag über die Architektur der Nachkriegszeit beispielsweise gehen überwiegend auf die entsprechende Listeninventarisierung zurück.

Der Entwurf der Liste der Kulturdenkmale ist unterteilt in A – unbewegliche – und B – bewegliche Kulturdenkmale (die Arbeit an der Liste B ist zur Zeit zurückgestellt). Die Liste A gliedert sich in A1 – unbewegliche Bau- und Kunstdenkmale – und A2 – unbewegliche Bodendenkmale. Die Objekte der Mittelalterarchäologie, einer jungen wissenschaftlichen Disziplin, die erst vor wenigen Jahren aus einem Teilgebiet der archäologischen Denkmalpflege entstanden ist, erscheint dort bei den Bau- und Kunstdenkmalen, wo (namentlich bei mittelalterlichen Stadtkernen) die enge Verflechtung zu ihnen es als nützlich erscheinen läßt, ansonsten in einer eigenen Teilliste.

Eine weitere wichtige Aufgabe, die innerhalb des Referates 34 erfüllt wird, ist der „Ortskernatlas Baden-Württemberg“, an dem zur Zeit drei wissenschaftliche Kräfte arbeiten. Wolf Deiseroth hat dieses auf Ergebnissen der Listeninventarisierung und weiteren stadthistorischen und stadtdenkmalanalytischen Forschungen basierende Projekt in Heft 3, 1986, des Nachrichtenblattes (Seite 121–124) anschaulich dargestellt.

Dr. Volker Osteneck
 LDA · Referat Inventarisierung
 Mörikestraße 12
 7000 Stuttgart 1

Richard Strobel: Eduard Paulus der Jüngere und Franz Xaver Kraus Württembergs und Badens Anfänge des Kunstdenkmäler-Inventars

Nur zwei Jahre liegen zwischen dem Erscheinungsdatum des ersten badischen (1887) und des ersten württembergischen (1889) Kunstdenkmäler-Inventars. Das sind jetzt 100 Jahre, die zu einem kritisch-respektvollen Rückblick geradezu herausfordern. In Bibliotheken sieht man die ehrfurchtheischenden Leder- und Leinwänden der auch im deutschen Südwesten stattlich angewachsenen Inventarbände. Manchmal dazu die noch imposanteren Atlasbände des württembergischen Inventars, schwer aufschlagbar, aber inhaltsreich, etwas angestaubt, aber sicher noch nicht ausgeschöpft. Um Denkmäler ging es den damaligen Autoren, und inzwischen sind sie und ihre Werke längst selbst zu Denkmälern geworden. Eine Geschichte der Inventarisierung hätte bereits mehrere Generationen von Kunstdenkmäler erfassenden Bearbeitern vorzustellen, ihre Biographien und Arbeitsweisen, ihre Gegenstände und deren Aufbereitung.

Da gibt es die Urgroßvätergeneration im Aufwind der Gründerzeit, amtlich bestellt und als verantwortliche Verfasser firmierend Franz Xaver Kraus in Baden, Eduard Paulus d.J. in Württemberg. Ihnen zuarbeitend oder Neuland betretend Rudolph Redtenbacher und Josef Durm, Bertold Pfeiffer und Joseph Cades. Von diesen soll hauptsächlich die Rede sein. Die Großvätergeneration der Inventarisatoren um die und nach der Jahrhundertwende mit Adolph von Oechelhaeuser, Max Wingenroth, Hans Rott und Otto Linde in Baden, mit Eugen Gradmann, Julius Baum und Hans Klaiber in Württemberg, wäre ebenso ausführlich darzustellen wie die Vätergeneration der 30er Jahre mit Emil Lacroix, Peter Hirschfeld, Wilhelm Paeseler in Baden und Richard Schmidt, Adolf Schahl, Werner von Matthey in Württemberg. Und was wäre erst von uns als der Generation der verlorenen Söhne zu berichten!

Wenn man die Anfänge der großen Kunstdenkmäler-Inventare im Südwesten als Teil der Wissenschaftsgeschichte darstellen wollte, würde dies ein Ausgreifen in die damaligen Denkmalpflegegrundlagen und zeitgenössische Architektur, in die Altertumskunde und christliche Archäologie, in die Kunstgeschichtsschreibung und Bauaufnahme-geschichte, in die Geschichts- und Altertumsvereinsgeschichte und die Kulturpolitik nötig machen. Statt dessen können nur ein paar biographische Notizen Stichworte liefern, und lassen wenige Auszüge aus der Buchproduktion von 1887/89 einiges Charakteristische nachvollziehen.

Das württembergische Inventar mußte schon bald herbe Kritik zu hören bekommen. Ein kompetenter Fachkollege vom Oberrhein schrieb 1902: „Statt wissenschaftlicher Beschreibung gar oft nur die allerdürftigste Andeutung; nirgends System, überall die subjektivste

Willkür.“ Oder bereits zwei Jahre früher: „...zweifellos ist, daß dieser Vorzug (gemeint ist die anregende Wirkung des Inventars auf weitere Kreise) durch das Fehlen aller wissenschaftlichen Tugenden erkauft ist.“ Oder noch schlimmer Max Wingenroth 1905: „...aber was nutzt praktischer Denkmalpflege die schönste Illustration, wie in Württemberg..., wenn der Text zwar recht poetisch-feuilletonistisch ist, aber nur die Hälfte der Denkmäler enthält!“

Freilich gab es auch lobende Anzeigen und Reaktionen im eigenen Land. Nur der Diözesan-Kunstverein mit seinem Vorstand Paul Wilhelm Keppler verschloß sich, eifersüchtig und eifrig über Kunst und Geschichte wachend, aus konfessionellen Gründen einer objektiven Besprechung und forderte sogar eine „emendirte Ausgabe der ersten Lieferung“. Eine politische Dimension bekommt der Vorgang in der Abgeordneten-kammer. Dort monierte bei der Debatte zur Weiterfinanzierung des Inventars der Abgeordnete Dekan Kollmann ebenfalls diese „historischen Verstöße“, so die Formulierung, üble Zerstörungen der Kunst im Schwabenland seien gerade dem allerchristlichsten König von Frankreich, dem katholischen Ludwig XIV. zuzuschreiben. Freilich wurde die Fortführung nicht grundsätzlich in Frage gestellt, vielmehr auf rascheren Fortgang und Ausdehnung auf alle Kreise gedrängt. Man sieht, das Erscheinen des württembergischen Inventars verlief nicht ohne Turbulenzen.

Der Kritik an der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und dem korrekten Gebrauch der gedruckten Quellen wollte Paulus auf seine Weise entgegentreten. Im Vorwort zum Quellennachweis (= Anhang des Neckarkreisbandes S. 589), schreibt er: „In der Angabe der Quellen beschränkten wir uns auf das Wichtigere, auch auf die Gefahr hin, zuweilen hart angelassen zu werden von solchen, die oft vor lauter Quellen den rauschenden Strom unseres Volkslebens übersehen, der breit und tief, vollufig, schon über zwei Jahrtausende dahinströmt...“

Das badische Inventar kommt in der Kritik entschieden besser weg. Es sei wie das rheinische, eine „wahre Musterleistung eines mit der größten Genauigkeit und Akribie durchgeführten Publikationsprogrammes“, befindet der österreichische Altmeister der Denkmalpflege und Kunstgeschichtsschreibung, Max Dvořák. Bereits mit dem elsäß-lothringischen Inventar habe Kraus „geradezu bahnbrechend und vorbildlich für die Denkmälerstatistik anderer deutscher Länder gewirkt“ (Adolf von Oechelhaeuser). Seine umfassenden Arbeiten seien „zur vollen Bedeutung von wissenschaftlichen Quellensammlungen“ erhoben worden (Paul Clemen).

Was hat zu diesem doch recht unterschiedlichem Echo geführt? Bei gleichen Absichten und Zielen waren zwei Persönlichkeiten, von Veranlagung und Ausbildung her grundverschieden, mit viel Individualismus an ein und dieselbe Aufgabenstellung geraten. Das Ergebnis ist entsprechend unterschiedlich.

I

Eduard Paulus d.J. (1837–1907), Abb. 1, war eigentlich gelernter Architekt, obgleich er diesen Beruf kaum ausübte. Nach dem Studium am Stuttgarter Polytechnikum und in München wurde er 1863/64 im damals wohl wichtigsten Architekturbüro Stuttgarts, bei Christian Friedrich Leins, tätig. Nach einer zweiten Italienreise 1865 mit Gustav Siegle und Adolph Gnauth hat er an der Villa Siegle beratend mitgewirkt. Doch ihn beschäftigte vieles andere viel mehr. Von Kindesbeinen an war er mit seinem Vater, Eduard Paulus d.Ä., Topograph, Geognost und Archäologe, im Lande unterwegs auf der Suche nach Limes, Hügelgräbern und Erdwällen. So war er im Zweitberuf leidenschaftlich Archäologe. Angestellt wurde er 1866 als Hilfsarbeiter beim Statistisch-topographischen Bureau, dem späteren Statistischen Landesamt. Dort wurde er ab 1871 für die berühmten Oberamtsbeschreibungen tätig und lernte dabei sein Heimatland nicht nur wandernd und schauend, sondern auch beschreibend und zeichnend kennen. Aber auch für Ausgrabungen, häufig mit seinem Vater, blieb Zeit, so 1866 auf der Steig in Cannstatt, 1868 im Schönbuch, bei Echterdingen usw. Wie viele Grabhügel „geschlachtet“ und Erdwälle durchwühlt wurden, wäre einer eigenen Nachschau wert. Soweit wenigstens die Fundstellen in Karten und das Fundmaterial gezeichnet und überliefert blieb, bekommt der ungebändigte Forscherdrang der damaligen Generation nachträglich Sinn.

Schließlich wurde Paulus 1873 Nachfolger des ersten Konservators der Kunst- und Alterthumsdenkmale, Konrad Dietrich Haßler. Als Denkmalpfleger im Nebenamt ging somit sein Weg weiter mit Kirchenrestaurierungen (Schwäbisch Gmünd, St. Johannes, Lorch usw.) und später dem Denkmäler-Inventar. Landeskonservator wurde er mit dem Titel Professor. Promoviert

hatte er 1868 in Tübingen (über die Villa d'Este in Tivoli). 1877 war er in Nachfolge seines Vaters Assessor, 1885 schließlich Finanzrat geworden. Über die schwäbisch-gemütvolle Titelei, zu der noch ein „Oberstudienrat“ in der Funktion des Vorstandes der Staatssammlung vaterländischer Altertümer kam, hat sich der spätere bayerische Generalkonservator Georg Hager amüsiert. Als Freund und Verehrer Paulus' widmete er ihm noch nach seinem Tod die Aufsatzsammlung „Heimatkunst, Klosterstudien, Denkmalpflege“.

Durchwoben aber scheint alles Erfahren und Wiedergeben bei Paulus von einer intensiven lyrischen Begabung, die ihn heiter-skurril und gemühtief, manchmal ironisch oder sarkastisch, häufig dilettantisch und schier pausenlos umtrieb. Da er auch vieles drucken zu lassen pflegte, sind wir über seine Dichtungen gut informiert. Einige Titel mögen dies verdeutlichen: Die Photographie – Humoreske, 1868; Krach und Liebe – Aus dem Leben eines modernen Buddhisten, 1879; Stimmen aus der Wüste, 1886; Der neue Merlin – Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert, 1888; Helgi – Ein Sang aus der Edda, 1896; Der Alte vom Hohenneuffen, 1900; Aus Orient und Occident, 1901; Heimatkunst, 1902.

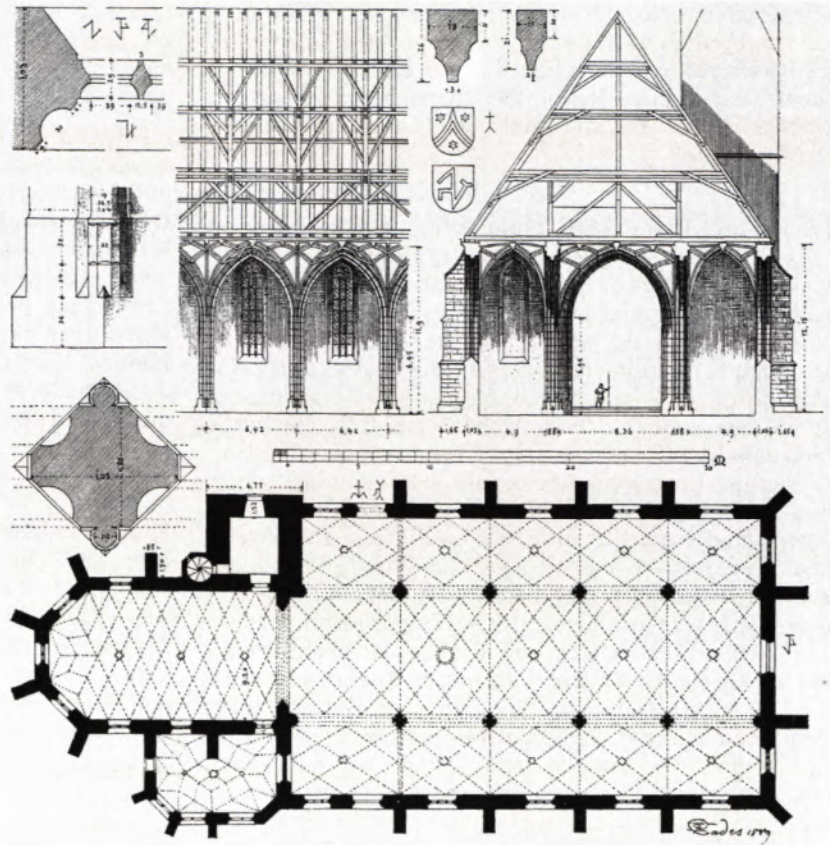
Für das Inventar waren die Stolperschwellen bereits eingebaut. Daß das württembergische Kunstinventar nicht nur lyrische Farbe, sondern stellenweise kunsthistorische Tiefe und bleibenden Dokumentarwert bekam, lag nicht zuletzt auch an bewährten Helfern und Mitstreitern.

Bertold Pfeiffer (1854–1919) war der auch im Vorwort genannte wichtigste Mitarbeiter von Paulus. Sein Anteil ist genau umrissen und betrifft die barocken Denkmäler. Hier bahnte er nach dem Vorbild Cornelius Gurlitts neue Wege, öffnete er dem Inventar und der Kunstgeschichte in Württemberg neue Bereiche. Pfeiffer war als Sohn des Bibliothekars und Germanisten Franz Pfeiffer in Stuttgart geboren, die Mutter stammte aus der Kupferstecher-Familie Müller. Nach dem Studium der Philologie und der Kunstgeschichte – er promovierte dann 1895 mit einem Graphik-Thema, die genannten Müller –, war er im Schuldienst tätig, 18 Jahre schließlich am



1 EDUARD PAULUS D. J. am Hohenneuffen, Photo datiert 10. Sept. 1900 (Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.). Paulus widmete der Burg weit über das Inventarisationsanliegen hinaus und später noch Kraft und Aufmerksamkeit. Seine Zuschreibung an Theoderich d. Gr. hatte lang währenden Burgenforschersstreit zur Folge.

2 STUTTGART, LEONHARDSKIRCHE. Zeichnung von Joseph Cades 1889 für das württembergische Inventar. Typisch ist die platzsparende Häufung und Durchmischung von Groß- und Kleininformationen: Grundriß, Schnitte, Profile, Schlußsteine, Steinmetzzeichen. Nach den Zerstörungen des 2. Weltkriegs heute von großem Dokumentarwert.



Eberhard-Ludwig-Gymnasium. Viele Aufsätze zu Kunst- und Literaturgeschichte, oft an entlegener Stelle erschienen, lassen seine Meisterschaft im Schreiben erkennen. Eugen Gradmann, der Nachfolger Paulus, urteilt über Pfeiffer um 1920: „Hier war Kunstwissenschaft nach heutigen Begriffen.“ Als Gelehrter sei er Paulus entschieden überlegen gewesen, der neben ihm als schwärmender Romantiker erschien.

Joseph Cades (1855–1943) ist als Architekt hauptsächlich neben Georg Loesti für die Bauaufnahmen und Zeichnungen verantwortlich gewesen (Abb. 2). Er kam mit Vermessen und Bauaufnahme frühzeitig in Berührung: Steinmetzlehre 1871, Besuch der Baugewerkschule, später der Polytechnischen Schule in Stuttgart, dazwischen Tätigkeit am Ulmer Münster, ab 1883 am erzbischöflichen Bauamt in Freiburg/Breisgau. Seit 1887 machte er sich als Privatarchitekt in Stuttgart selbständig.

Paulus lobt die Aufmaße Cades' im Vorwort des Inventars fast hymnisch. Sicher war damals, wie noch heute, das gezeichnete Material von starker Aussagekraft und besonders bedeutsam nach den bildlosen Erfahrungen älterer Kunsttopographien in Württemberg und anderswo. Freilich ist Cades in die Kunstgeschichte nicht als Inventariseur, sondern als Kirchenbauer eingegangen: Mehrere katholische Kirchen in Stuttgart; Bregenz, Herz-Jesu; Landau, Stadtpfarrkirche; Reutlingen, St. Wolfgang und ein (nicht ausgeführter, aber heftig diskutierter) Entwurf für den Rottenburger Dom. Seine Konfessionszugehörigkeit spielte eine Rolle. Das ging damals so weit, daß Paul Wilhelm Keppler in seinem erwähnten Verdikt des Paulusschen Werkes den Zeichner deutlich ausnimmt: Die Illustrationen Cades' seien

„von staunenswerther Feinheit, Sicherheit und Genauigkeit.“

Hier wäre ein Satz zur württembergischen Besonderheit mit den Zeichnungen in einem eigenen Atlasteil zu sagen, wie es dann auch für das oberbayerische Inventar übernommen wurde, dort allerdings im Hochformat. Der Atlas, 35 × 47 cm groß, mit nicht paginierten Einzeltafeln erscheinend und deshalb schwer handhabbar, war zu einem Prestigeobjekt gediehen. In der Abgeordnetenkammer war es darüber zu Aussprachen gekommen, bei Besprechungen wurde das Format moniert, wie A. E. Brinckmann 1907/08 bemerkte: „Daß sich kein Einsichtsvoller je mit den Mappenatlanten befreunden wird...“ Aber für Paulus gab es keine Alternative. Der Kunstatlas schien mit eigener Erscheinungsweise und eigenem Verkauf in Lieferungen so etwas wie eine zweite Inventarisationschiene bedeuten zu haben. Schönheit und Großzügigkeit sollte für die Schönheit und Größe des Dargestellten werben. „Für die größeren und bedeutenderen Werke der Kunst und des Altertums“ war der Kunstatlas gedacht, womit er eine Tradition fortführt, wie sie in den oft kostbar gedruckten Blättern der großen Kirchen- und Klostermonographien oder in den Jahresheften des württembergischen und badischen Altertumsvereins begonnen worden war.

Das Ergebnis überzeugt beim Tafelband des Neckarkreises keineswegs: Bei fast 100 Tafeln wurden lediglich ein Dutzend Photos auf ganzseitigem Format reproduziert, sonst mußte eine Sammlung kleiner und kleinster Zeichnungen in platzsparender Weise eng aneinandergerückt je eine Tafel füllen. Das hätte man auch dem Textband zuordnen und damit handlicher haben können. Dann konnte darüber gestritten werden,

ob tatsächlich die bedeutenderen Werke zur Abbildung kamen. Freilich war dies nur ein Teilproblem und wohl das geringste. Wenn es um Inhalte und die Wissenschaftlichkeit ging, lagen die Unterschiede zwischen württembergischem und badischem Inventar deutlich auf der Hand.

II

Franz Xaver Kraus (1840–1901), Abb. 3, war zuerst stets katholischer Priester, zeitweilig Bischofskandidat, Universitätsprofessor in Straßburg für Christliche Kunstgeschichte und in Freiburg für Kirchengeschichte, Geh. Hofrat und großherzoglicher Konservator der kirchlichen Altertümer. Als Sohn eines Malers und Zeichenlehrers in Trier geboren, mag er seine Neigungen zur Kunstgeschichte und Archäologie früh entdeckt und entwickelt haben. Er tat sich besonders auf dem Gebiet der Epigraphik hervor, um dann bahnbrechend von Straßburg aus die Inventarisierung der Kunst- und Altertums-Denkmäler in Elsaß-Lothringen zu betreiben. Frankreich- und Italienreisen, publizistische Tätigkeit, Briefwechsel und Pflege seiner Bekanntschaften lassen ein weitgefächertes Interessenspektrum erkennen. Dante-Forschungen und Fragen der christlichen Archäologie, Inschrifteneditionen der Rheinlande und die Durchsetzung der Gründung des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, Stellungnahmen zu Kirchenfragen in den Nach-Turbulenzen des 1. Vatikanischen Konzils und des Kulturkampfes, die Herausgabe seiner fast indizierten Kirchengeschichte und der zweibändigen Geschichte der christlichen Kunst haben ihn ebenso beschäftigt wie die Intrigenabwehr gegen Mitglieder der Zentrumsparterie in Baden und der orthodoxen Ultramontanen. Kraus galt als liberal, beeinflusst vom französischen Katholizismus, dabei deutsch-patriotisch, er

3 FRANZ XAVER KRAUS als Professor in Freiburg i. Br., ca. 1900. Er befaßte sich noch zu dieser Zeit, häufig erkrankt, mit der Redaktion des Inventarisationsmaterials des Landkreises Freiburg. Damals (genau am 22. 10. 1899) erfolgte die Weichenstellung für seinen Schüler Max Wingenroth statt Casimir Hermann Baer als künftigen Inventariseur.

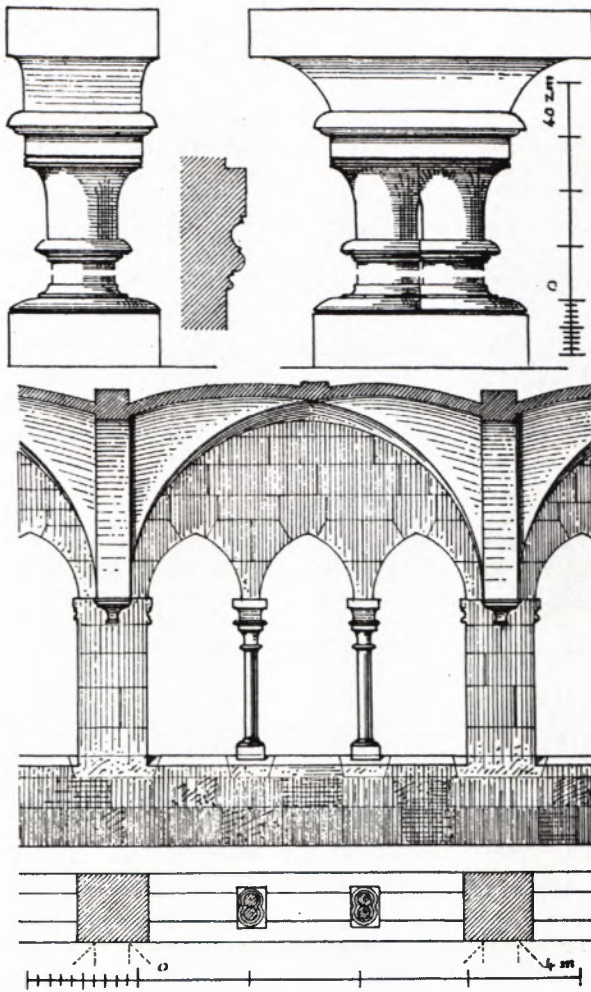


war welt- und sprachgewandt, stand mit dem Großherzog und dem zuständigen Minister in engem Kontakt – ein Außenseiter unter den Inventarisatoren-Kollegen der gleichen Zeit in anderen Ländern.

An der Fachkompetenz F. X. Kraus' war trotz tempobedingter Irrtümer nicht zu rütteln. Seinen Kenntnissen und Neigungen folgend stand vor allem das kirchliche Denkmal im Mittelpunkt der Inventarisationsarbeit. Wegen der starken Inanspruchnahme als Hochschullehrer strebte Kraus eine sinnvolle Arbeitsteilung an: Er bemühte sich um einen Architekturhistoriker für die Maßaufnahmen und die Textarbeit an den „weltlichen Bauten“. Ihn fand er in Rudolph Redtenbacher, der durch manche Publikation bekannt geworden, allerdings nur kurze Zeit tätig wurde und bereits 1885 starb. Das Verhältnis zwischen ihnen war nicht unproblematisch. In für uns heute ungewöhnlicher, damals wohl üblicher Form der direkten schriftlichen Replik geht Kraus im Inventar massiv gegen Irrtümer Redtenbachers vor. Die Falschdatierung des Konstanzer Münsters (12. Jahrhundert unter Wiederverwendung römischer Säulenspolien) wird äußerst kritisch referiert und zurückgewiesen. „Völlige Nichtbeachtung“, „eine nichts dazuthuende Abhängigkeit“, „abenteuerlich“, sind einige Textgarnierungen, mit denen auf dem Forum der historischen Kritik gnadenlos gekämpft wurde.

Rudolph Redtenbacher (1840–1885) verdient als fast vergessene, aber höchst bemerkenswerte Persönlichkeit Erwähnung. Als Sohn eines bekannten Maschinenbau-Professors (Zürich und Karlsruhe) geboren, bekam er bei Friedrich Adler in Berlin, bei Hermann Nicolai in Dresden und Friedrich Schmidt in Wien seine Ausbildung. Praktische Kenntnisse sammelte er bei den Dommvollendungen bzw. -reparaturen in Regensburg, Frankfurt a. M. und Mainz. Mitte der 70er Jahre wurde er von der Kommission der „Rijksadviseurs“ mit der Aufnahme holländischer Kunstdenkmale betraut. Sein Wunsch nach einem Lehrstuhl ging nie in Erfüllung, er blieb ein Wandernder und Schreibender ohne direkte Schüler. Seine Bauzeichnungen sind von größerem Strich als für die Zeit gewöhnlich, auch die Maßgenauigkeit läßt Zweifel offen (Abb. 4). Beim Deutschen Architekten- und Ingenieurverein bildete er etwas wie einen Multiplikator für denkmalpflegerische Fragen, worauf die Denkschrift zur Inventarisierung von 1877 hinweist. Der frühe Tod Redtenbachers machte noch vor Erscheinen des ersten Inventarbandes die Nachfolgefrage akut.

Josef Durm (1837–1919) bot sich an, und er bearbeitete dann bis 1908 Burgen und bürgerliche Architektur für das badische Inventar. Mit Durm, dem Mitherausgeber des Handbuchs für Architektur, Baudirektor des Badischen Staatsbauwesens und Professor in Karlsruhe, war ein ebenso bedeutender Architekt wie Lehrer und Forscher zur Inventarisierung gekommen. Sicher vermittelte auch hier bzw. bahnte Wege Wilhelm Nock, seit 1881 badischer Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts, der als zuständiger Referent ihn bereits 1868 zum Professor der Architektur ernannt hatte. Durm war energisch, sachkundig, schwierig. Seine Referenten im Staatsdienst bezeichnete er einmal als „verbissene, verbiesterte, rechthaberische Kleinigkeitskrämer mit glatter Wirtshausbildung und ordinärem Benehmen“. Die Differenzen mit seinem Kollegen Carl Schaefer wegen des Heidelberger-Schloß-Streites sind in die Geschichte der Denkmalpflege eingegangen. Auch mit Kraus ging es nicht glatt. Kraus notierte 1891 einen Promenade-



4 KONSTANZ, Kreuzgangteil des ehem. Dominikanerklosters. Zeichnung von Rudolph Redtenbacher für das badische Inventar (S. 251), im sonst ungewöhnlichen Maßstab 1 : 50 abgebildet.

treff in Baden-Baden mit Durm, der auf ihn zugekommen wäre, „als ob nichts zwischen uns vorgefallen sei... die erste freundliche Begegnung seit zwei Jahren...“

III

Das Paulus-Inventar von 1889 umfaßt den damaligen Neckarkreis mit 16 Oberämtern, nämlich Stuttgart, Backnang, Besigheim, Böblingen, Brackenheim, Cannstatt, Eßlingen, Heilbronn, Leonberg, Ludwigsburg, Marbach, Maulbronn, Neckarsulm, Vaihingen, Waiblingen und Weinsberg. Das entspricht den heutigen Stadtkreisen Heilbronn und Stuttgart sowie den modernen Landkreisen Böblingen, Heilbronn, Ludwigsburg und Teilen der Landkreise Esslingen, Rems-Murr und Enz. Man sieht: Eine gewaltige Fläche und zahlreiche Orte auf 624 Seiten, ungefähr ebenso viele Abbildungen und im Atlas nochmals auf 93 Tafeln ca. 220 Abbildungen. Es gab Vorarbeiten dafür, wie die Oberamtsbeschreibungen, die Inventaransätze von 1843 bzw. 1858/63. Es gab Monographien und Vorbild-Publikationen wie Carl Heideloffs Kunst des Mittelalters in Schwaben. Dennoch blieb ein großes Stück Schreib- und Redaktionsarbeit, die unter der Feder Eduard Paulus' einen ganz eigenen Duktus annahm.

Wohl kaum einem Inventarisator ist es widerfahren, daß ein Teil seines Nachlasses als dichterischer im be-

rühmten Schiller-Nationalmuseum zu Marbach a. N. verwahrt wird, daß ihm dessen Leiter den Nekrolog geschrieben hat. E. Paulus d. J. hat das geschafft. In mehreren Richtungen glaubte Paulus auch das Inventar schreiben zu müssen: 1. Seiner heiß geliebten Archäologie nach, 2. seinem historischen, besonders genealogisch-herrscherhäuslichen Auftrag nach, 3. seiner dichterischen, naturlyrischen und empfindsamen Ader nach, und 4. gab es für ihn die Kunst und das Kunstgewerbe vorzüglich Alt-Württembergs.

Am Beispiel Cannstatt kann dies mit wenigen, charakteristischen Sätzen belegt werden. Dabei ist es aus heutigem Wissensstand heraus schwer abzuschätzen, inwieweit nicht allgemein gehaltene Hinweise und Erinnerungen, heimatgeschichtliche Rohmasse sozusagen, dem zeitgenössischen Leser ausnehmend behagten, ihn zum Nachdenken brachten und genaueren Beobachten, zum Schätzen seiner Schätze und zur Begeisterungsglut für seine Kunst- und Altertümer. Denn die fabulierende Erzählweise, das im Plauderton – wenn auch im modischen Wort-Stakkato – gehaltene, unverbindliche Vorführen von Geschichte, Traditionen und Relikten, das gefällige Bildmaterial mag den unbefangenen Leser vielleicht mehr gefesselt haben als es die trockene, sachliche Inventardiktion anderer, wissenschaftlicher Inventare tat. In diese Richtung zielt der bekannte Ausspruch Eugen Gradmanns, Paulus' Kunst habe der vaterländischen Altertumspflege mehr genützt als viele Wissenschaft.

Nun einige Beispielsätze aus dem Inventar Neckarkreis, Oberamt Cannstatt.

1. Die Vorgeschichte kommt hier voll zur Geltung, wenn Fabeln und Tatsachen, Vermutungen und Fundmaterial eng verquickt werden. So ist Cannstatt eine „alte Kelten- und Römerstadt am Neckar“ (S.137), worauf dezidiert mehrmals zurückgekommen wird: „Die Römerstadt Cannstatt lag auf beiden Seiten des Neckars... auf dem ‚Altenburger Feld‘ (wie richtig!)... Dann... bei der Uffkirche und den Flächen beim Sulzerrain“ (wie falsch!). Eine Römersäule in den Anlagen des Sulzerrains muß als Beleg erhalten, wie auch die Straßen der Altstadt „entschieden an das Innere alter Römerstädte“ erinnern (S.141). Aber auch keltischen Ursprungs könnte sie sein, jedenfalls von Germanen und Römern übernommen. Die Burg Brie war „wohl auf Grund einer römischen Wasserburg (Burgstalls) errichtet“. Unschärfe, Vermutungen, Theorien allenthalben, manchmal auch fruchtbare? So haben sich z. B. Urgeschichts-Vermutungen bestätigt: „Es sollten sich schon zu Mammuthszeiten bei Cannstatt menschliche Lebensspuren bemerkbar machen“ (S.137). Werden Funde benannt und gezeichnet, bleibt das Inventar wertvoll, wird selbst zur Quelle und zum Schatzbehälter.

2. Das genealogisch-dynastische Steckenpferd reitet Paulus mit Erfolg, wenn das Herrscherhaus als Bauherrschaft erläuternd herangezogen werden muß. Bleibt es aber im Lob auf die derzeit regierende Dynastie stecken, wirkt es eher peinlich oder belustigend. Natürlich hat der Rothe-Berg mit seiner Stammburg der Württemberger zu Eskapaden verführen können (man vergleiche Heidelberg für die Kurpfalz, Hohenzollern usw.). So heißt es feierlich (S.137): „...die Stammburg des vielleicht aus dunklen alemannischen Gaugrafen aufgestiegenen Geschlechtes..., das jetzt die Königskrone trägt über das ganze Land...“. Oder es findet unvermit-



5a-c UFFKIRCHHOF IN BAD CANNSTATT 1889 (Neckarkreis S. 137) und Details eines Schmiedeeisenkreuzes (S. 141), aufgenommen von Joseph Cades (Bleistift), gezeichnet von Georg Lösti (Tusche). Originalblätter, Plansammlung Landesdenkmalamt. Ein weiteres Grabmal auf dem Uffkirchhof ist hinter dem Vorwort S. V abgebildet.

telt (S.169) das Reitersiegel des Grafen Eberhard des Greiners Platz, die Grafen von Württemberg sind „gefürchtet“. Richtig zu Hause fühlte sich Paulus erst bei den Alemannen. Schlacht, Gericht, Reue wird als lebendiges Geschichtserbe in das Inventar eingebracht, wenn Herzog Theutbald 746 von den Franken gefangen und getötet wird, Karlman, „der Stürme des Lebens müde und mit beängstigtem Gewissen... sich bald darauf vom Glanz der Herrschaft zurück(zog), ...um in einsamer Zelle die ersehnte Ruhe zu finden.“

3. Liebenswertig und skurril wird Paulus, sobald ihm Pegasus vollends durchgeht. Wenn er die Ortslage begründet oder Fernsichten benennt, wenn er von Malstätten schwelgt oder Landstriche schildert, steht ihm das lyrische Instrumentarium voll zur Verfügung. Was die Menschen schon in frühester Zeit zur Ansiedlung in Cannstatt gelockt haben mag (S.137): „Die Milde des Himmels, die lauwarmen Quellen, und lachende Fruchtbarkeit des Geländes“. Der Uffkirchhof (Abb.5) gehöre „zu den schönsten unseres Landes, auch durch seine Lage so recht inmitten der milden, von weichen Berghöhen umrandeten Thalweitung. Wenn diese im Frühsommerduft schwimmt und man hinausblickt über die schwarzen Cypressen des Friedhofs, ist es oft wie ein Wiederschein aus den sonnigen Tagen des alten Clarenna“. Zwischen Stetten und Strümpfelbach wird eine Malstätte „Lindhalden“ vermutet (S.164): „Noch stehen hier auf einem Bergvorsprung Lindenbäume im Kreis umher und schauen weit in das sonnige Unterland hinein.“

Man versteht die scharfe Kritik von Ernst Polaczek, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: Das württembergische Denkmäler-Verzeichnis sei „...die Arbeit eines Poeten. In feuriger, schwungvoller Sprache, immerhin noch in Prosa, schildert er die Denkmäler seiner Heimat und nicht nur diese, auch den Boden, auf dem sie stehen, die Berge mit ihren Burgen, den Himmel, der sich darüberwölbt. Freilich gleitet er dabei

sehr häufig rasch über Dinge hinweg, die man aus einem Inventar zu erfahren das Recht hat“.

4. Was die Denkmäler-Erfassung und -Darbietung im Paulus-Inventar betrifft, wird man sicher heute differenzierter urteilen. Soweit es nicht zu wissenschaftsgeschichtlichen Zwecken benützt wird, sind seine Angaben für flüchtiges Überfliegen des Landes, wie des Buches, geeignet. Wo Zeichnungen und die noch seltenen Photos Bauten und Gegenstände tradieren, ist man gerade bei verschwundenen oder teilzerstörten Objekten für die Darstellung dankbar (Abb.2). Aber wo die Abbildungen kunterbunt eingestreut sind, ohne Textverweis, wo die Beschreibungsabfolge sprunghaft wird oder Abschweifungen in Landes- und Geschlechtergeschichte bringt, beginnen die Zweifel. Ein so konsequent konzipiertes Inventar wie bei Kraus oder später Clemen war für Paulus undenkbar. Vermutlich verführte auch die Fülle des älteren Wissens aus den Oberamtsbeschreibungen zu reger Abschreibefreudigkeit und zur raschen Massenreplik. Andererseits wirkt nicht nur bei den großen Klosterobjekten wie Maulbronn und Bebenhausen das Inventar gegenüber den älteren Monographien und Ortstexten allzu knapp, weil wohl Doppelpublikationen vermieden werden sollten.

Für andere Eigenheiten beginnen wir erst langsam wider Verständnis zu bekommen: „Auch die Ansicht des ganzen Klosterhofes mit den hohen Staffelgiebeln, Holzbauten, Mauern und Obstbäumen ist gar lieblich“ (S.227) – undenkbar in strengen Inventartexten, aufmerksam machend auf Ensemble, Natur- und Erfahrungsganzheit des eingebundenen Denkmals. Oder „die Glocken der hochgelegenen Kirche (Köngen), darunter eine besonders schöne vom Jahr 1430, sind im Neckartal weithin hörbar“ (S.225). Wir stocken über soviel scheinbarem „Daneben“, das aus der Oberamtsbeschreibung von 1845 abgeschrieben ist, denn die wichtige Sachinformation über die Glocke von 1430, die sogenannte Sauglocke, kommt ganz beiläufig, von den übr-



gen erfahren wir nichts. Dennoch: Ist es wirklich so inventarisationsfremd, die Ausstrahlung des Klangdenkmals mitzubedennen, wenigstens daran zu erinnern?

Auch im 1897 erschienenen Schwarzwaldkreis-Band hat sich der Stil nicht gewandelt. Es gibt Perlen echt Paulusscher Diktion mit naturnah empfindsamer Schilderung, die des skurrilen Schlenkers nicht entbehren, etwa zum Ort Vierundzwanzig Höfe (S.226): „... einsam stehen diese Höfe rechts und links der weiten uralten Heerstraße auf rauher Höhe bei Birken und Vogelbeerbäumen, alt-alemannische Stimmung“. Zu Hildrizhausen (S.123): „Noch geht die mächtige hohenstaufische Blockmauer im Viereck umher, darüber die Bäume und dunklen Sträucher und halbverwilderten Blumen und Rosenbüsche des Friedhofs“. Einen Höhepunkt stellt seine Schilderung des im badischen Hegau als Enklave liegenden Hohentwiel dar (Abb.6, S.436): „Hohentwiel, der steilste und gewaltigste aus der Tiefebene am Bodensee aufstarrende vulkanische Felsblock, mit breitem Schuttmantel an der Südostseite. Götterberg und uneinnehmbare Feste mit lebendigem Wasser, von den Pfahlbauvölkern bis zu Conrad Widerhold's Zeit im dreißigjährigen Krieg, 1618–1648. Im Anfang dieses Jahrhunderts von den Seinigen kläglich übergeben und von den Franzosen verräterisch in Trümmer geworfen, jetzt wieder zu Wald geworden, aus welchem die ausgeplünderten und ausgebrannten, klaffenden Mauerzüge wüst und verzackt hervorschauen – aber verklärt vom Schimmer des nahen Bodensees und den gigantisch aufsteigenden Ketten der Alpen; ein Sammelort seltener alpiner Pflanzen und Sträucher; im Untergrund be-

deckt mit Scherben und Asche längst verloschener Völker, mit keltischem, römischem, alemannischem und karolingischem Schutt; der König unter den herrlichen ihn rings umlagernden, vereinzelt, einst durch unterirdisches Feuer emporgetriebenen Felsgestalten des Hegau.“

IV

Das Kraussche Inventar von 1887 war ebenfalls als Statistik flächendeckend, als erster, rascher Durchgang gedacht. Der Band Kreis Konstanz war deshalb folgerichtig mit den Ämtern im Alphabet und innerhalb derer im Ortsalphabet angelegt. Es kamen die Ämter Engen, Konstanz, Radolfzell, Meßkirch, Pfullendorf, Stockach, Überlingen zur Bearbeitung, was dem heutigen Landkreis Konstanz und Teilen der modernen Landkreise Tuttlingen, Sigmaringen und Bodenseekreis entspricht. Ein stattlicher Band zwar mit fast 700 Seiten, worin aber z.B. die denkmalreichsten Städte Konstanz und Überlingen oder die Reichenau und Kloster Salem enthalten sind.

1. In diesem Band versteckt sich auch das Konstanzer Münster (Abb.7) auf ca. 120 Seiten, von denen allein schon die Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte 30, zwei kleingedruckte Schatzverzeichnisse 8, und die Inschriften verschollener Grabsteine ebensoviele Seiten umfassen. Dennoch wird konsequent in der Baubeschreibung versucht, vom Ältesten zum Jüngsten vorzugehen, also von der Krypta über Langhaus, Chor, Querhaus, Außenarchitektur mit Vorhalle bis zum Turm von 1847. Nach Besuch des Kirchenspeichers (mit Hinweis auf den alten Dachstuhl und die bemalten Deckenbretterreste) werden die großen Ausstattungsstücke (Möbiliar) von der Kanzel und dem Gestühl bis zum „Schnegg“ beschrieben. Dann folgen die Kapellen und ihre Innenausstattung, seltsamerweise dazwischen auch der Hauptchor mit den berühmten Goldscheiben, damals noch an der Choraußenseite. Ähnlich ging es mit den Haider-Türflügeln, deren Eisenzubehör innen erst nach Einschub von Orgelbühne (ohne Orgel), Totenbild für Weihbischof Müller und Beichtstühlen genannt wird (S.152). Aber solche kleine Inkonsequenzen können wenig besagen gegen das ganze Konzept einer sehr sorgfältig recherchierenden, sich der Hilfe von ortsanässigen Forschern versichernden Bestandsaufnahme.

Wenn Kraus dem Konstanzer Münster im Gesamteindruck und im Vergleich zu den Bauten des Elsasses, des Breisgaus, des Mittel- und Unterrheins nur den Rang



6 HOHENTWIEL, Zeichnung von A. Fr. Müller für den Inventarband Schwarzwaldkreis 1897. Die Darstellung ist charakteristisch für Stimmungsbilder, die statt Photos Lage und Eigenart eines Ortes, eines Straßenbildes, eines Denkmals in der Landschaft vermitteln sollten.



7 DAS INNERE DES KONSTANZER MÜNSTERS mit Blick zur Orgel (Aufnahmezeit in der Fronleichnamwoche vor 1887!) für das badische Inventar. Als Zinkhochätzung von der Firma Angerer & Göschl in Wien ausgeführt.

einer „Localkunst“ zuspricht (S. 137), wird dies Eingesehenen sicher nicht behagt haben, bekundet aber, daß Kraus bei aller Häufung von Details der Blick auf die größeren Zusammenhänge nicht abhanden kam. Allerdings hat bekanntlich erst Georg Dehio als großer Meister im Überblick der abendländischen Baukunst (1892) und später in seinem berühmten Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler (ab 1905), das wohl erstmals und einmalig alle deutschen Inventare systematisch benutzte, solche Beurteilungen souverän gehandhabt.

2. Die Bewertung einzelner Kunstgegenstände nach ästhetischen Gesichtspunkten und unter dem Aspekt der Stilverdichte und Stilakzeptanzen ruft bei der Lektüre der Krausschen Inventare helles Entzücken hervor. Wir wissen es besser – meinen wir wenigstens – und glauben berechtigt zu sein, uns zu mokieren. Aber müßten unsere Inventare nicht auch zu abgewogenen Urteilen gelangen, und sei es nur im Anzeigen der Verluste oder im unbestechlichen Resümieren von sogenannten Restaurierungsergebnissen?

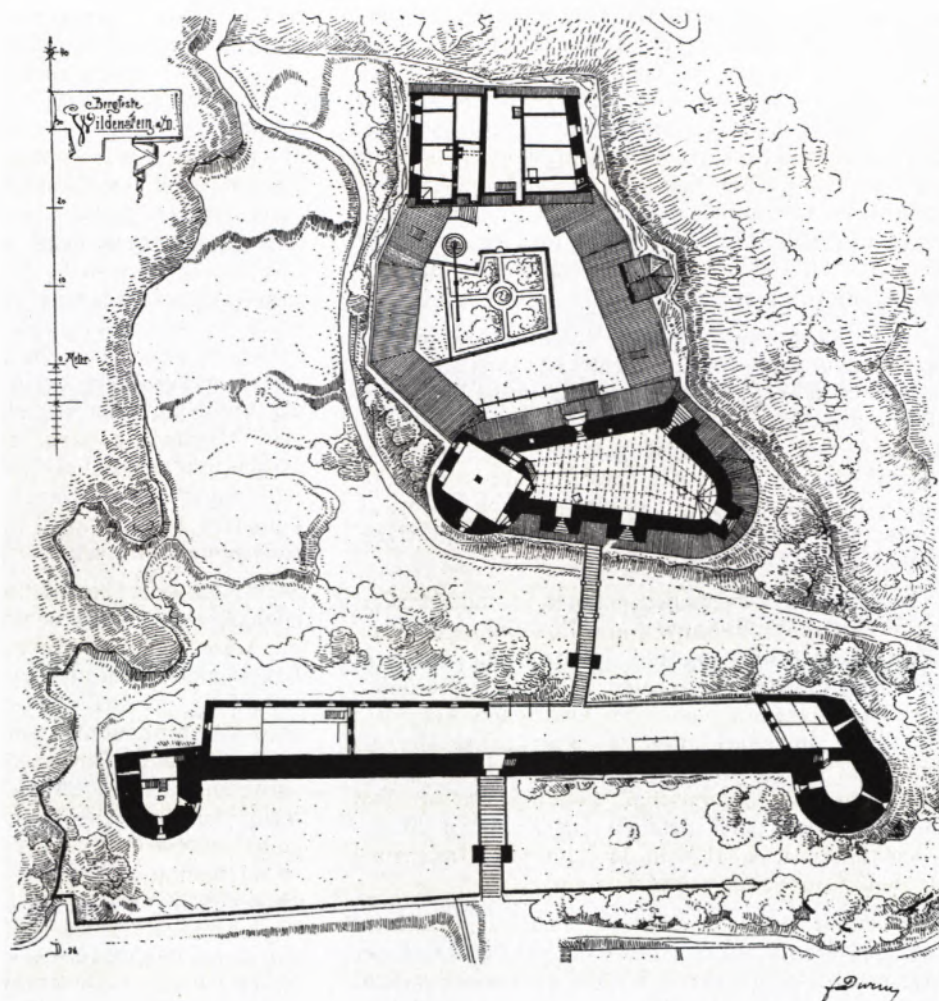
Kraus schrieb schnell, mit Disziplin und Hingabe. Seine Urteile beziehen Maßstab und Wertrelief von der Staffellung des Alterswertes und vom Schönheitsideal der Renaissance. Er tat sich mit allem Jüngeren schwer und stellte hohe Ansprüche an Qualität. Häufig stößt man auf die Abwertung von Zopf und sogenanntem Jesuitenstil, aber auch auf ein großes Repertoire (ab)qualifizierender Adjektiva und Beisätze: ausgezeichnet; großartig; prachtvoll/prächtigt; reich; (überaus) schön; (sehr) vorzüglich; vortrefflich; elegant; bedeutend; sehr interessant; tüchtig; köstlich; (recht) gut; hübsch; reizend; fein; immerhin achtenswert; nicht schlecht; nicht hervorragend; (mittel)mäßig; verdienstlos; derb; geist-

los; gering; (ganz) schlecht; wertlos; äußerst roh. Bezeichnend sind folgende Einschränkungen: maniert, aber nicht ganz schlecht; barock, aber geschmackvoll; leider verzopft; ziemlich handwerksmäßig; von großer Empfindung, aber zu heftig; nicht gerade bedeutend, aber interessant. Zu direkter Polemik ist selten Anlaß. Als Beispiel diene ein Marienbild, bei dem er die Literatur zitiert mit „edel und wahr“ (Lotz), „von gutem Geschmack“ (Waagen), Kraus aber schilt die Gruppe als eine „derbe, geistlose, von geringer künstlerischer Empfindung zeugende Leistung...“ (S. 164). Die Aufnahme der Gegenstände endete unter scharfer Auslese des 18. Jahrhunderts um 1800. Wollte man sich diese Prämisse heute zu eigen machen, würden unsere Inventare um 1900 enden.

3. Frägt man nach der Wechselwirkung Inventar – praktische Denkmalpflege, gibt es vorerst kaum präzise Auskünfte zu diesem Fragenkomplex. Man kennt die Zuwendung von Kraus für Wandmalerei (z. B. Reichenau – Oberzell, Liel, später Goldbach), wo er zumindest die Aufdeckungen vorantreibend den Editionspart übernimmt. Jedoch mögen auch Hinweise im Inventar wenig stimulierend gewirkt haben. Der Aufforderung beim Konstanzer Münster, „das Gestühl im Langhaus ist schlechteste Zopfarbeit und verdient baldigste Entfernung“ (S. 142), wurde nicht Folge geleistet, vielmehr 1954 erneuert. In der Welserkapelle (am Nordturm) seien „schlechte Zopfgemälde, die wohl zu beseitigen wären, um die wahrscheinlich hier vorhandenen alten Wandgemälde bloßzulegen“ (S. 173); die Anmerkung hatte keine unmittelbaren Folgen, war aber wohl noch im Zusammenhang mit der ab 1881 laufenden Freilegungs- und Neubemalungsaktion unter dem Diözesanbauinspektor Franz Bär zu sehen. Auch frühere Restaurierungen zählt Kraus fast kommentarlos auf; er kritisiert zwar das 1852 erneuerte Südportal als „nicht glücklich“, das 1855 ersetzte Nordportal als „schwerfällig“, meint aber sibyllinisch, daß andere von Hübsch geplante Änderungen am Widerstand „des sonst verdienten Münsterpfarrers“ gescheitert seien (S. 130).

4. Kraus als Philologe und Nicht-Architekt verschloß sich keineswegs der Bilddokumentation. Seine Anerkennung des Bilddokuments als Quellenbeleg in allen schriftlichen Statistiken mag schon daraus hervorgehen, daß er als einer der ersten konsequent die Bebilderung in einem Kunstdenkmäler-Inventar (Elsaß-Lothringen) einführte und durchhielt. Dabei scheute man nicht vor Experimenten zurück, die das gedruckte Gesamtbild eher uneinheitlich erscheinen ließen: Holzschnitt, Zinkhochätzungen (Zinkographie), Lithographien, Lichtdruck kommen zur Anwendung, einmal auch die teure Chromolithographie. Dem damals fortschrittlichsten Meßexperiment war Kraus aufmerksam begegnet, nämlich bei einem Trier-Besuch 1886. Er sah im dortigen Dom „Regierungsbaurat Meydenbauer, übrigens einen alten Trierer Bekannten, an seinen merkwürdigen photometrischen Aufnahmen beschäftigt“. Direkte Auswirkungen auf die Bildausstattung hatte dies nicht und so wechseln die spröden Zeichnungen Redtenbachers (Abb. 4), die bewickelten Maßaufnahmen Durms (Abb. 8) und die malerisch gezeichneten Momentaufnahmen Weyssers mit Photodrucken ab. Im Vergleich zum württembergischen Inventar bleibt allerdings die Zahl der Abbildungen weit zurück; gerade bei den Bauaufnahmen wird nicht annähernd ein so dichtes Bild auch von der „normalen“ Architektur vermittelt wie beim Neckarkreis.

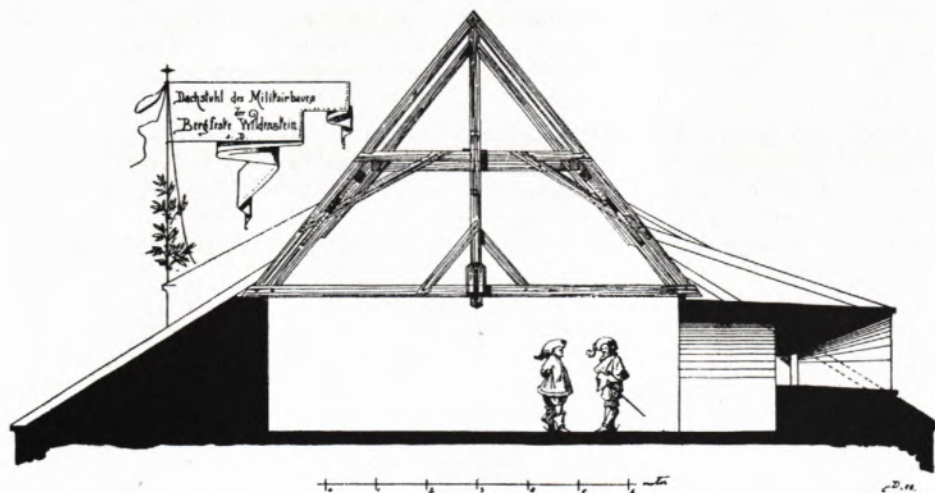
8a BURG WILDEN-
STEIN, Grundriß von Jo-
sef Durm.



Als hilfreich mag die beigelegte Kreiskarte auf einer Falttafel empfunden worden sein, in der die Baudenkmale durch farbige Unterstreichung der Ortsnamen gekennzeichnet wurden. In einer groben Vororientierung bekam man Auskunft über die Kunstwerke von karolingisch-ottonisch bis Renaissance & Barocco. So wenig vertieft diese Alterskarte auch war, mag man Nachwirkungen – nun durch Siglen verfeinert – bis zu Nachkriegspublikationen verspüren, etwa den Karten in den Kurzinventaren „Bayerische Kunstdenkmale“.

V

Der Inventarisator war und ist gehalten, die Denkmäler in fachlich kompetenter Weise darzustellen, sich überflüssiger Kommentare zu enthalten und nüchtern zu verzeichnen, wo er gerne weiter ausholend interpretieren möchte, also eigentlich dort aufzuhören, wo das genauere Erforschen und Darstellen beginnt. Auch wenn oft bemerkt werden kann, wie den Bearbeiter eine Vorliebe zu länger und intensiver geführter Feder verlockte, blieben schon die frühen Inventarisierungstexte über-



8b BURG WILDEN-
STEIN, Holzschnitt für
das badische Inventar von
Josef Durm 1886, mit dem
abschlagbaren Dachstuhl
auf dem Vorderbau, dessen
bombenfeste Mauern be-
sonders beeindruckend.

wiegend statistisch-nüchtern, materialbezogen, fast flüchtig. Bei E. Paulus gibt es, wie erwähnt, den lyrischen Schlenker, das von Heimat- und Kunstliebe getragene Pathos, die aus- und abschweifenden Exkurse in Vor- und Frühgeschichte (Hohenneuffen!), Stil- und Baugeschichte (Hirsau!). Aber wenigstens im Vorwort muß er, wie seine Mitstreiter in den anderen Ländern, formulieren, was mit dem ganzen Unternehmen beabsichtigt war, wie es in Gang gesetzt und am Laufen gehalten wurde, welche Absichten und zu erwartender Nutzen das Inventar begleiteten.

Vielleicht kann nochmals der Vergleich des Pauluschen Vorworts mit der Einführung des zwei Jahre älteren badischen Werks von F. X. Kraus einige Dinge präzisieren, die dem Verständnis der Kunstdenkmäler-Erfassung dienen. Auch damals galt wie heute: So selbstverständlich und notwendig eine Aufgabe wie die Inventarisierung zu sein schien, mußte sie doch verantwortet werden, mußte sich artikulieren, Absichten klarlegen und dem Adressaten vermitteln.

Im Vorwort war Gelegenheit geboten, darauf einzugehen und Dank für Initiativen und Zuwendungen abzustatten. Denn Initiierung und Finanzierung sind nicht selbstverständliche Dinge, auch wenn die kulturpolitische Gesamtlage im damaligen Deutschen Reich ein Land ohne Inventarisierung der Kunstdenkmäler als Ausnahme, ja als hinterwäldlerisch hätte erscheinen lassen. Im württembergischen Landtag war sowieso vom Spät-, wenn auch nicht Zu-spät-Kommen die Rede, nachdem seit ca. 1880 in den anderen Ländern bereits fleißig publiziert wurde.

Initiative und Auftraggeber konnten nach vollbrachtem Werk gepriesen werden. Paulus unterzieht sich dieser Aufgabe mit einem eigenen Widmungsvorsatzblatt und dem im ersten Satz gesperrt gedruckten Lob auf König Karl und die Königin. In diesem absatzlangen Dankesatz aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums wird Sinn und Zweck der Inventarisierung vollkommen klar. Die Kunstdenkmale unserer Heimat seien zu schätzen, d. h. zu würdigen, zu schonen, d. h. zu schützen, wiederherzustellen, d. h. zu restaurieren, und noch einmal: zu verstehen, d. h. überhaupt erst kennenzulernen. So ist vielleicht in nicht ganz logischer Reihenfolge dennoch alles für die Denkmalpflege Wesentliche präzise genannt. Inventarisierung als oft erstmaliges Sehen der Denkmäler, deren richtige Bewertung und Einordnung, dann der für sie notwendig einzuleitende Schutz und schließlich die sich daraus ergebende Pflege und Instandhaltung.

Im badischen Inventar bedankt sich der Autor Kraus ebenfalls bei seinem hohen Protector, bei Großherzog Friedrich, wenn auch erst auf S. XI, und ebenso beim zuständigen Minister wie Ressortreferenten, Geheimrat Dr. Nokk, bzw. Geheimreferendär Dr. Arnspurger. Er habe „wärmste Theilnahme und huldvollste Gesinnung“ vom Großherzog empfangen, um „eine so um-

fassende und viele Jahre umspannende Arbeit“ zum zweiten Male in seinem Leben zu unternehmen. Er spricht aber vorweg eher von einer notwendigen Maßnahme, von einer Aufgabe, der sich ein moderner Kulturstaat auf Dauer ohne Schädigung wichtiger Interessen nicht entziehen könne. Auch bei ihm wird Sinn und Zweck des Inventars deutlich fixiert. Jede Konservierung der Denkmäler setze ein den heutigen Forderungen der Kunstgeschichte entsprechendes Inventar voraus, das veröffentlichte Verzeichnis sei eine Bürgschaft gegen Verschleuderung und leichtfertige oder unverständige Behandlung der Kunstschätze, sprich Denkmäler. Er erinnert an die Bedeutung des Inventars für die Fortentwicklung der nationalen Kunst, ein Aspekt, der uns heute eher suspekt erscheint. Dennoch bleibt seine Forderung nach staatlicher Pflichtnahme und „Auctorität“ aktuell bis heute. Nicht private, auch nicht vereinsmäßige, wohl auch keine kommunale Aktivität kann hier das prinzipiell staatlicherseits einzufordernde Engagement ersetzen.

Man kann sich heute kaum mehr eine Vorstellung machen, unter welchen Bedingungen vor hundert Jahren das Kunstdenkmäler-Inventar Gestalt annahm, welche Erwartungen es erfüllte und wo es zu allgemeiner Weiterbildung, gezielteren Forschungen oder denkmalpflegerischen Maßnahmen anregte. Wenn uns heute zuerst die zeit- oder personenbedingten Schwächen auffallen, wird man diesem großen Unternehmen sicher nicht gerecht. Auch für die Begleiter des Inventarisationsbeginns im deutschen Südwesten gab es zu kritisieren und zu korrigieren. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß ohne das Inventar weite Landstriche in Literatur und im Kenntnisstand der Öffentlichkeit ärmer dagestanden wären. Daß Wissensvermittlung, also Kenntnisnahme und Präsenz der Kunstschätze im öffentlichen Bewußtsein ungleich schwerfälliger, unsystematischer, wenn nicht ganz unmöglich gewesen wären.

Literatur:

Die Zitate stammen hauptsächlich aus folgenden Inventaren: Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg. Hrsg. i. A. des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens. I. Neckarkreis. Bearbeitet von Eduard Paulus. Stuttgart 1889, ²1906. IV und 624 S., mit 6 Tafeln und zahlreichen Abb. im Text.

Tafelband I: Neckarkreis. Bearbeitet von Eduard Paulus, Esslingen 1889. I und 93 Tafeln mit zahlreichen Abb.

Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Hrsg. i. A. des großherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts von Franz Xaver Kraus. I. Kreis Konstanz. Bearbeitet von F. X. Kraus. Freiburg i. Br. 1887. XII und 691 S., mit 7 Tafeln, 180 Abb. im Text und 1 Karte.

*Dr. Richard Strobel
LDA · Referat Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*

Anita Gaubatz: Erfassung von archäologischen Denkmälern der Vor- und Frühgeschichte Baden-Württembergs

„Der Conservator wird hienach ein Verzeichnis solcher Gegenstände anlegen, welches seiner Zeit zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden soll.“

(Gustav Rümelin, Verfügung des württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, Stuttgart, 10. März 1858.)

Mit der Bestellung des ersten Konservators für Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden im Jahr 1853 und des ersten Konservators für die Denkmäler der Kunst und des Altertums im Königreich Württemberg im Jahr 1858 wurde die staatliche Denkmalpflege eingerichtet, doch bildete dies keineswegs den Anfang einer Erfassung archäologischer Denkmäler. Vielmehr hatten sich bereits zuvor archäologisch interessierte Persönlichkeiten und im besonderen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts neugegründete Geschichts- und Altertumsvereine mit den archäologischen Denkmälern befaßt und begonnen, Verzeichnisse zu erarbeiten. Diese bezogen sich zunächst meist auf einzelne Fundgattungen, z. B. Münzen, bevor man sich den unbeweglichen, d. h. ortsfesten, archäologischen Denkmälern zuwandte. Doch erkannte man alsbald, daß eine geregelte, ein ganzes Land umfassende Inventarisierung der Denkmäler eine Aufgabe sei, die einzig der Staat bewältigen könne. Eine Inventarisierung nämlich, in der eine vollständige Bestandsaufnahme der vorhandenen Denkmäler landesweit gemacht werden sollte, um die Quellenlage gemäß den Verfügungen der Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen und durch eine Bekanntmachung die Denkmäler bestmöglich zu schützen.

Im folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über den Werdegang der Erfassung archäologischer Denkmäler in Baden-Württemberg gegeben, der sich aufgrund der historischen Entwicklung in die Landesteile Baden und Württemberg bzw. Hohenzollern zu gliedern hat. Zu differenzieren ist hierbei zwischen den Kurzverzeichnissen in Form einer Liste und den ausführlichen beschreibenden Inventaren.

Geschichte

In Baden wurde August v. Bayer am 3. März 1853 zum ersten Konservator ernannt. Im Juli desselben Jahres verschickte er einen eigens entworfenen Fragebogen an die großherzoglichen Bezirksämter, Forsteien, Pfarrstellen sowie auch an die Bürgermeister und Schullehrer, um zu einer „vollständigen Kenntnis zu gelangen und um ein geordnetes Verzeichnis des betreffenden Stoffes anfertigen zu können“. Die Ergebnisse dieser Befragung waren nach seinen Bemerkungen zwar reichlich, doch hat er die geplante Veröffentlichung nicht verwirklicht.

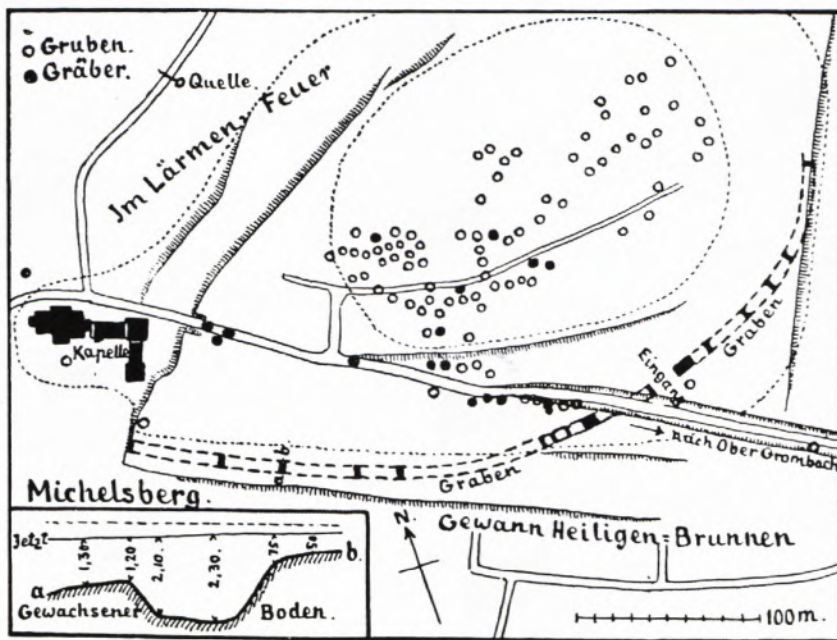
Sein Nachfolger Ernst Wagner verschickte im Februar 1881 einen neuen, z. T. nach württembergischem Vorbild entworfenen Fragebogen „Zur Erforschung der vorgeschichtlichen und archäologischen Reste im Großherzogtum Baden . . . Das Resultat derselben soll seinerzeit veröffentlicht werden“. Ziel dieser zweiten Fragebogenaktion war die Erfassung der inzwischen neu entdeckten archäologischen Denkmäler bei der zuständigen Denkmalbehörde.

1885 veröffentlichte Karl Bissinger ein „Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten aus römischer Zeit im Großherzogtum Baden“. Diese Schrift, in der die Fundstellen nach Gemeinden alphabetisch aufgelistet sind, stellt ein Beispiel einer Inventarpublikation dar, die ausschließlich auf Privatinitiative zurückzuführen ist.

1887 erschien der 1. Band der Reihe „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“, die als „beschreibende Statistik im Auftrage des großherzoglichen Ministeriums der Justiz und des Kultus und Unterrichts“ von Franz Xaver Kraus, dem großherzoglichen Konservator der kirchlichen Altertümer, herausgegeben wurde. Ernst Wagner zeichnete in der Publikation als zuständiger Konservator für die archäologischen Denkmäler verantwortlich. Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler sind jedoch nur auf kurze Angaben und Nachweise beschränkt. Herausragende Objekte, wie z. B. der Limes, wurden ausführlicher behandelt.

Auch in den nachfolgenden Jahren wurden inventarähnliche, z. T. auf Regionen begrenzte Arbeiten vorgelegt, die letztendlich ohne staatlichen Auftrag erstellt waren. Hier ist z. B. die „Karte zur Urgeschichte von Mannheim und Umgebung“ von Karl Baumann zu nennen, die 1907 als Fortschreibung seiner bereits 1888 veröffentlichten, gleichnamigen Schrift erschien.

1908 und 1911 publizierte Ernst Wagner die zweibändige Monographie „Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. Im Auftrag des großherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts.“ In diesen Bänden hat Wagner alle Informationen mit Übersichtsplänen und Fundabbildungen veröffentlicht, die er nach Auswertung der Fragebogenaktionen, nach Einarbeitung älterer Publikationen sowie eigener Begehungen zusammengetragen hatte. Die Bände sind in das badische Ober- und Unterland gegliedert. Während im ersten Band die Fundstellen nach Gemeinden alphabetisch aufgeführt sind, wurde der zweite Band nach Amtsbezirken geordnet, in dem die Gemeinden wiederum alphabetisch aufgelistet sind. Die Publikation von Wagner stellt das erste ausführliche Gesamtinventar der archäologischen Denk-



1 UNTERGROMBACH, Stadt Bruchsal, Lkr. Karlsruhe. Situationsplan der neolithischen Siedlung auf dem Michaelsberg nach den Untersuchungen von 1889–1896. Aus: E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden. Band 2 (1911), 159, Abb. 145.

male in Baden dar, das er selbst als „Urkundenbuch aus frühester Kulturzeit“ verstanden wissen wollte. Diese Bücher sind in der Denkmalpflege ein noch heute täglich benutztes Arbeitsmittel und bisher noch nicht ersetzt worden. Da sie beim selben Verlag wie die „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“ erschienen sind, haben die Bände die gleiche Ausstattung und vermitteln das gleiche Erscheinungsbild.

Als Nachrichtenblatt für die vor- und frühgeschichtliche Forschung begründete 1925 Ernst Wahle die „Badischen Fundberichte“, die als Publikationsorgan der Denkmalpflege dienten. Hier wurden wichtige Neufunde im Rahmen der Fundchronik erstmals veröffentlicht. In den folgenden Jahren sind einzelne Gebiete in Baden inventarartig erfaßt worden. Hier sind z. B. die Publikationen „Die Alamannen in Südbaden“ von Friedrich Garscha und die „Archäologische Karte der Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim“ zu nennen.

In Württemberg stellen die Oberamtsbeschreibungen, die durch das 1820 eingesetzte Statistisch-topographische Bureau herausgegeben wurden, einen ersten Anfang einer großflächigen Erfassung archäologischer Denkmale dar. Bereits 1824 erschien die erste Oberamtsbeschreibung, in der die vor- und frühgeschichtlichen Denkmale allerdings nur summarisch genannt werden.

Aufgrund eines Erlasses der Ministerien des Innern und der Finanzen vom 24. November 1836 wurde eine Aufzeichnung der Denkmale des Altertums und der Kunst durch die Oberämter in die Wege geleitet und in Zusammenarbeit mit dem Statistisch-topographischen Bureau ein Fragebogen erstellt und verschickt. Das Ergebnis hat Christoph Friedrich Stälin 1843 in den Württembergischen Jahrbüchern veröffentlicht.

Einer der späteren Mitarbeiter des Statistisch-topographischen Bureaus, Eduard von Paulus (der Ältere), beschäftigte sich intensiv durch zahlreiche Geländebegehungen mit der heimischen Archäologie. Mit seinem 1877 erschienenen Spätwerk „Die Altertümer in Württemberg aus der römischen, altgermanischen (keltischen) und alamannischen (fränkischen) Zeit“ hat er ein Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Befunde vorgelegt.

Auch der erste württembergische Konservator, Konrad Dietrich Haßler, verschickte im März 1859 einen detaillierten, die „Kunst- und Alterthums-Denkmale“ gleichzeitig betreffenden Fragebogen. 1880 ordnete das Statistisch-topographische Bureau auf Antrag von Eduard Paulus (dem Jüngeren), Haßlers Nachfolger, eine Fragebogenaktion über insbesondere auf Forstgrund liegende Altertümer an. Auch hier ergab sich eine Vielzahl neuer Denkmale, die zuvor noch nicht bekannt waren. Zwischen 1891 und 1912 wurde eine topographische Aufnahme der Geländedenkmale durchgeführt, die eine archäologische Landesaufnahme zum Ziele hatte. Zahlreiche Grabhügel und Befestigungsanlagen sowie mittelalterliche Burghügel wurden vermessen und in die Flurkarten eingetragen. Diese Karten bilden noch heute eine wertvolle Arbeitsgrundlage für die archäologische Denkmalpflege.

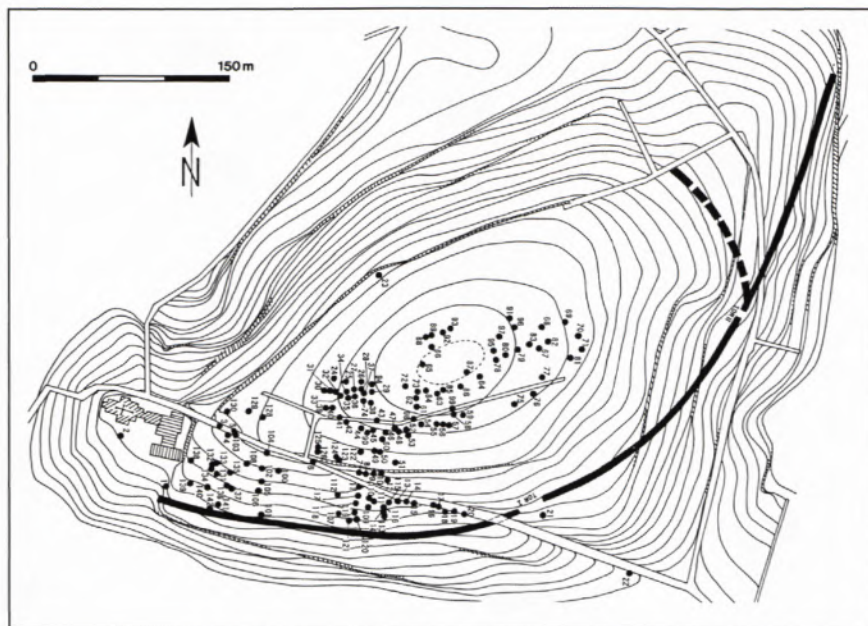
Nicht unerwähnt bleiben soll die 1877 angeregte Einsetzung einer Kommission zur Vermessung des römischen Limes, die letztendlich zur späteren Publikationsreihe „Der obergermanisch-raetische Limes“ führte.

1889 wurde die Reihe „Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg“, bearbeitet von Konservator Eduard Paulus (dem Jüngeren), eröffnet. In diesen Publikationen wurde die Archäologie nur summarisch in der Vorbemerkung zu jedem Oberamt abgehandelt, eine Aufführung bei den einzelnen Gemeinden erfolgte nicht.

1893 gab der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein den ersten Band der „Fundberichte aus Schwaben“ heraus. In dieser Zeitschrift wurden die neuesten archäologischen Befunde sowie eine Fundchronik veröffentlicht und über den Arbeitsstand der archäologischen Landesaufnahme berichtet. Die Fundberichte aus Schwaben wurden praktisch zur Zeitschrift der archäologischen Denkmalpflege in Württemberg.

In den Kapiteln „Altertümer“ der Zweitausgaben der Oberamtsbeschreibungen von Heidenheim (1911) und Blaubeuren (1912) hat Peter Goessler eine vollständige Aufzählung der damals bekannten Fundstellen gegeben und somit wieder begonnen, die archäologischen Denk-

2 UNTERGROMBACH, Stadt Bruchsal, Lkr. Karlsruhe. Gesamtplan der neolithischen Siedlung auf dem Michaelsberg. Aus: J. Lüning, Ber. RGK 48, 1967, Beilage 1. Die gestrichelte Linie stellt den Grabenverlauf nach den neuen Luftbildaufnahmen dar.



male nach dem neuesten Stand in Oberamtsbezirke gegliedert zu veröffentlichen.

Als Inventararbeiten sind auch die Publikationen „Die Römer in Württemberg“ von Peter Hertlein, Oskar Paret und Peter Goessler, „Die Alamannen in Württemberg“ von Walther Veeck und die „Kelten in Württemberg“ von Kurt Bittel zu verstehen, in denen jeweils landesweit eine Kulturepoche mit einem vollständigen Fundstellenverzeichnis vorgelegt wurde. Mit dem Buch „Urgeschichte des Oberen Gäus“ hat Hermann Stoll schließlich einen archäologischen Siedlungsraum umfassend vorgestellt.

In zwei vorbildlichen Inventarpublikationen hat Hartwig Zürn 1956 und 1961 die oberirdisch sichtbaren Anlagen einschließlich der mittelalterlichen Burghügel aus fünf Landkreisen und dem Stadtkreis Stuttgart veröffentlicht, nachdem er die archäologischen Denkmale im Gelände begangen und Vermessungen vorgenommen hatte.

Auch in Hohenzollern begann die Beschäftigung mit der Hinterlassenschaft aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Zunächst waren es auch Einzelpersonen, die sich der Archäologie zugewandt hatten, bis 1867 der „Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern“ gegründet wurde. Das erste ausführliche Fundstellenverzeichnis wurde von Karl Theodor Zingeler 1894 in den Mitteilungen des Vereins unter dem Titel „Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Hohenzollern“ veröffentlicht. In diese zusammenfassende Arbeit, die als erstes Inventar für Hohenzollern gelten darf, flossen auch die durch eigene Geländetätigkeiten entdeckten Fundstellen ein. Eine archäologische Karte legte er dem von ihm und Wilhelm Friedrich Laur bearbeiteten Band „Die Bau- und Kunstdenkmäler in den Hohenzoller'schen Landen“ bei. In diesem 1896 erschienenen Werk wurde jeweils nach den Baudenkmalen auf die archäologischen Denkmale hingewiesen.

Um eine regelmäßige Berichterstattung zu ermöglichen, erschienen ab 1928 die „Fundberichte aus Hohenzollern“ als Beilage in den „Fundberichten aus Schwa-

ben“. Hier hat z. B. Oskar Paret 1930 eine Zusammenstellung sämtlicher römischer Siedlungsstellen vorgelegt, die er auch im Gelände überprüft hatte.

Paret hat ferner zusammen mit Eduard Peters im 2. Band der neuen Publikation „Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns“ 1949 einen Anhang über „Die vor- und frühgeschichtlichen Kunst- und Kulturdenkmäler in Hohenzollern“ erstellt. Darin wurde ein summarischer Überblick über die Archäologie gegeben, nach Fundorten wurde nicht aufgelistet.

1972 trat in Baden-Württemberg das Denkmalschutzgesetz in Kraft und das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurde gegründet. In seiner von nun an regelmäßig erscheinenden Zeitschrift „Fundberichte aus Baden-Württemberg“ werden in einer Fundschau die neuesten Funde und Befunde publiziert.

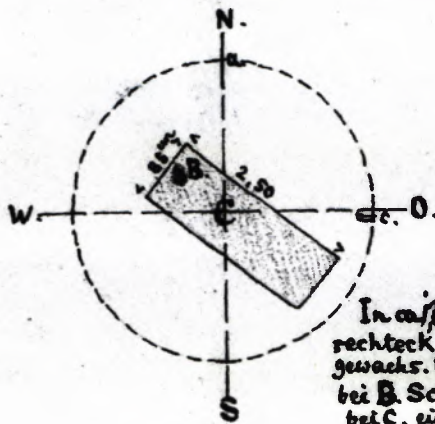
Das Denkmalschutzgesetz sah eine inventarisierende oder eine listenartige Erfassung aller Kulturdenkmale nicht vor. Die Rede ist lediglich von „erforderlichen wissenschaftlichen Erfassungsmaßnahmen – wie der Inventarisierung“ (§ 10 Abs. 2). Erst mit dem Erlaß des Kultusministeriums vom 23. Dezember 1977 wurden die „Richtlinien für die Erfassung von Kulturdenkmälern in einer Liste“ festgelegt. Ziel dieser Erfassung ist das Zusammenstellen aller bisher bekannt gewordenen Denkmale, damit ein bestmöglicher Denkmalschutz gewährt werden kann.

Die archäologische Listenerfassung ist unterteilt in die Erfassung der Bodendenkmale der Vor- und Frühgeschichte und die der Denkmale der Archäologie des Mittelalters, da diese als eigenes Arbeitsgebiet im Landesdenkmalamt organisiert ist.

In der Listenerfassung der vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmale ist in den vier Regierungsbezirken je ein Archäologe tätig, durch deren systematische Bearbeitung ein Überblick über alle unbeweglichen archäologischen Kulturdenkmale in Baden-Württemberg geschaffen wird. Zu archäologischen Denkmalen zählen altsteinzeitliche Freilandstationen und Höhlenplätze, Siedlungen der Jungsteinzeit bis hin zur Merowingerzeit, Befestigungsanlagen sowie Grabhügel- und Flach-

Grabhügel I. 10. Juli 1897.

Dm. 8. H. 1,30. Ca = 2m.



In ca. 100 cm Tiefe 11^m tiefer
 rechteck. Einschnitt in den
 gewachs. Kies, wohl ein Grab.
 bei B. Scherben d. 3 Thongefäße;
 bei C. ein Röhrenkrugchen 70 cm tief.



C. 7627.
 H. 8. ob. Dm. 13.



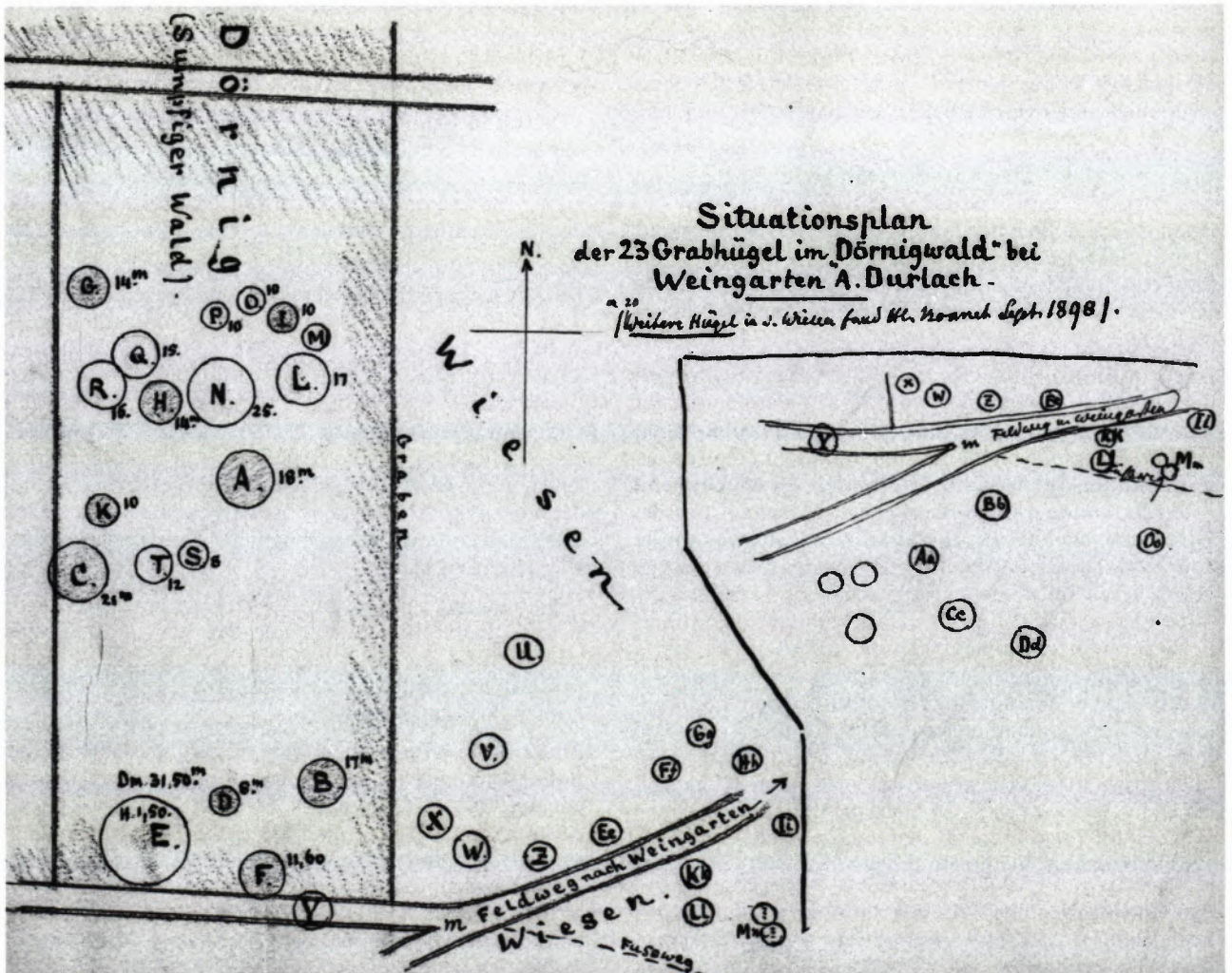
C. 7629.
 H. 23,4. Weite 20.



C. 7628.
 H. 9. ob. Dm. 9.

gräberfelder aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit, spät-
 keltische Viereckschanzen, der römische Limes mit Ka-
 stellanlagen und Altstraßen.
 Zweck der Erfassung von Kulturdenkmalen in einer Li-

ste ist die Information der Eigentümer von Kulturdenk-
 malen, die Schaffung von Planungsunterlagen jeglicher
 Art und die Rationalisierung der Arbeit der Denkmal-
 schutzbehörden. In der Liste, die von Zeit zu Zeit fort-



5 WEINGARTEN,
Lkr. Karlsruhe. Luftbild-
aufnahme im Winter im
südlichen Gräberfeldbe-
reich. Die dunklen kreis-
förmigen Verfärbungen
stellen die Grabhügel
dar. (Luftbild, LDA/R.
Gensheimer, freigegeben
Reg.-Präs. Stuttgart Nr.
52724 vom 27. 7. 1987.)

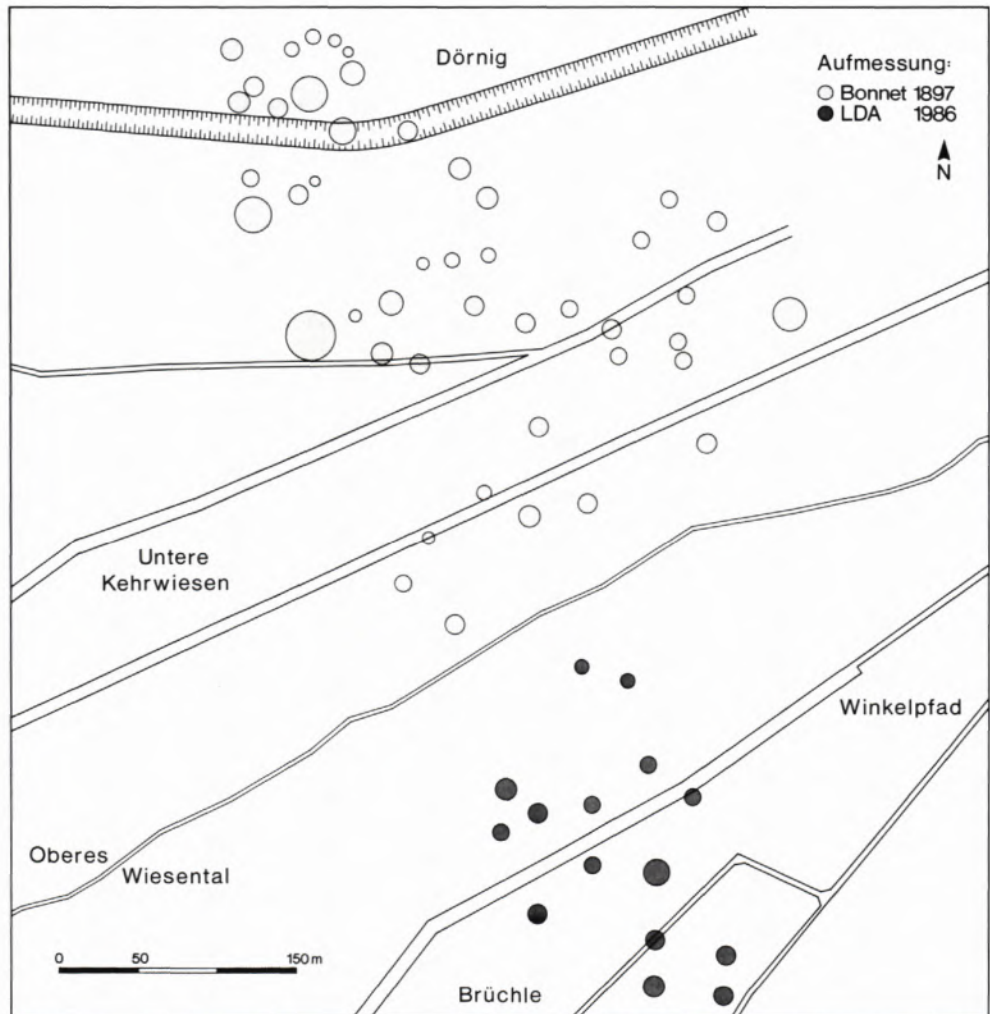


◀ 3 WEINGARTEN,
Lkr. Karlsruhe. Original-
befunddokumentation
des Grabhügels I vom
10. Juli 1897.

zuschreiben ist, werden die Kulturdenkmale mit einer Einzelbeschreibung des Bodendenkmals aufgeführt, die sich auf die zur Verfügung stehenden Unterlagen und Ortsbegehungen stützt. Ein unmittelbarer Publikations-

zwang in Form einer Monographie besteht nicht. Letztlich stellt die Listenerfassung eine Kurzinventarisierung dar und ist ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einer umfassenden archäologischen Landesaufnahme.

◀ 4 WEINGARTEN, Lkr.
Karlsruhe. Originalsitua-
tionsplan des Grabhügel-
feldes von 1897/1898.



6 WEINGARTEN,
Lkr. Karlsruhe. Gesamt-
plan des Gräberfeldes.

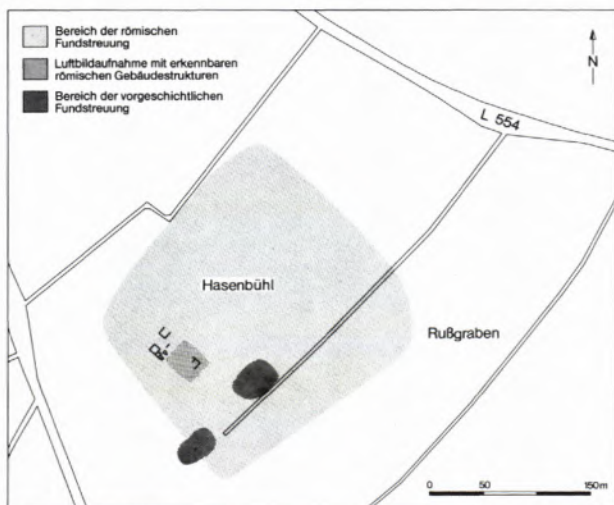
Arbeitsweise

Nach diesem Überblick soll die Arbeitsweise bei der Erfassung von archäologischen Denkmälern aufgezeigt werden. Diese stützt sich zunächst auf die im Landesdenkmalamt befindlichen Unterlagen. Ausgehend von den Ortsakten bildet die Durchsicht von Karten, Literatur, Luftbildarchiv, Museen und Magazinen sowie die Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen Mitarbeitern die Voraussetzung einer Geländebegehung bzw. Identifizierung und ist Grundlage einer vollständigen Erfassung des archäologischen Denkmals.

In den Ortsakten, die von den Verwaltungsakten des Landesdenkmalamtes getrennt aufbewahrt werden, sind alle Informationen zu archäologischen Funden und Fundstellen gesammelt, die den Denkmalpflegeinstitutionen bisher zur Kenntnis gelangten. Diese Informationen reichen stellenweise bis in das 19. Jahrhundert und früher zurück. Oftmals sind die Originalfragebögen samt Antwortschreiben und Lageskizzen noch erhalten. In diesem Archiv werden Grabungsdokumentationen einer Fundbergung bzw. Ausgrabung, bestehend aus Grabungsbericht mit Tagebuch, Lageskizzen (Abb. 3) bzw. Vermessungsplänen, Zeichnungen (Abb. 4), Fotografien (Abb. 8), Röntgenfotos und Restaurierungsberichten aufbewahrt. Teil der Ortsakten sind auch Fundmeldungen, die von einer schlichten brieflichen Erwähnung bis zur exakten Dokumentation reichen können. Außerdem finden sich bisweilen Presseberichte, die manchmal die Erstmeldungen oder in früheren Jahren die erste ausführliche Publikation darstellen. Weiterhin sind die Veröffentlichungen in den Fundberichten, in Heimatbüchern bis hin zu wissenschaftlichen Monographien vermerkt und eingearbeitet. Gerade für die Beschreibung des einzelnen archäologischen Denkmals im Rahmen der Listenerfassung sind hier wesentliche Anhaltspunkte anzutreffen. In den Ortsakten finden sich auch Begehungsbereiche, die für die Dokumentation des Erhaltungszustandes oder für das Wiederauffinden der Objekte wertvoll sein können.

Neben den Ortsakten bilden die Kartenwerke eine wichtige Arbeitsgrundlage für die Listenerfassung. Besonders hervorzuheben sind hier die württembergischen Flurkarten mit Eintragungen der Geländedenkmale durch das Statistisch-topographische Bureau. Im

7 UBSTADT, Gemeinde Ubstadt-Weiher, Lkr. Karlsruhe. Gesamtplan der römischen Villa rustica.



badischen Landesteil sind im Archiv noch zahlreiche topographische Karten mit den Eintragungen von Ernst Wagner erhalten. Außerdem gibt das 1980 beim Landesdenkmalamt landesweit begonnene Projekt des „Atlas der obertägig sichtbaren archäologischen Denkmale“ durch neue topographische Aufnahmen auch in Zukunft wichtige Informationen, die gerade für die Lokalisierung der Denkmale im Gelände äußerst bedeutsam sind.

Darüber hinaus liefert das Fotoarchiv Anhaltspunkte, die bisweilen erst die genauere Ansprache des betreffenden Bodendenkmals ermöglichen.

Unverzichtbar für die Listenerfassung ist auch der Zugriff auf das Luftbildarchiv des Landesdenkmalamtes, das mannigfache Zusatzinformationen bietet. Durch Luftbildaufnahmen (Abb. 5) wurden z. B. neue Fundstellen entdeckt bzw. die tatsächliche Ausdehnung längst bekannter Objekte festgestellt.

Für eine vollständige Listenerfassung ist ebenso der Kontakt zu den zuständigen Museen von Bedeutung, da hier Funde aufbewahrt sein können, die eine genauere Ansprache des Denkmals ermöglichen. Gleichzeitig hat sich die Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Mitarbeitern und der Kontakt zu ortskundigen Bürgern auf das Beste bewährt, da durch deren Mithilfe neue Fundstellen erschlossen wie auch alte Fundstellen wieder lokalisiert werden können.

Nachdem alle eine Fundstelle betreffenden Informationen zusammengetragen sind, wird eine Geländebegehung durchgeführt. Nach der Lokalisierung (Abb. 7) wird das archäologische Denkmal im Gelände überprüft und registriert, inwieweit es z. B. durch Baumaßnahmen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nach Abschluß dieser Arbeiten kann die Beschreibung des archäologischen Denkmals im Rahmen der Listenerfassung erstellt werden.

Beispiele

Nach dem theoretischen Überblick soll anhand von vier ausgewählten Beispielen aus dem Landkreis Karlsruhe die praktische Arbeitsweise bei der Listenerfassung archäologischer Denkmale aufgezeigt werden.

Auf dem Michelsberg (heute Michaelsberg genannt), nördlich von Untergrombach, Stadt Bruchsal, einem mit Löß bedeckten Ausläufer des Kraichgau-Hügellandes gegen die Rheinebene hin, wurde bereits 1888/1889 in kleineren Ausgrabungen eine steinzeitliche Siedlung untersucht, die von einem Graben umgeben war. In weiteren Grabungskampagnen von 1896 bis 1899 konnten fast 90 Gruben aufgedeckt werden. Das geborgene jungsteinzeitliche keramische Fundmaterial machte einen solch geschlossenen Eindruck, daß die Fundstelle namensgebend für die „Michelsberger Kultur“ wurde. Ein Situationsplan (Abb. 1) wurde nach diesen Grabungsergebnissen erstellt und auch von Ernst Wagner in „Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden“ veröffentlicht. Danach erstreckte sich die Ansiedlung östlich der Michaelskapelle auf der Bergkuppe auf einem Areal von etwa 400 auf 200 m und war im Süden bzw. Südosten von einem 5 bis 6 m breiten Graben umgeben. Der Grabenverlauf war auf einer Länge von etwa 370 m zu verfolgen. Eine im Osten festgestellte, ca. 20 m breite Grabenunterbrechung diente als Zugang zur Siedlung.

8 UBSTADT, *Gemeinde Ubstadt-Weiher, Lkr. Karlsruhe. Grabungsfoto aus dem Jahr 1908. Vorne rechts der Konservator Wagner.*



Ab 1949 bis 1961 fanden wieder Ausgrabungen auf dem Michaelsberg statt. Zahlreiche Gruben sowie eine zweite Grabenunterbrechung wurden aufgedeckt. Der östliche Grabenverlauf wurde größtenteils mit dem Erdbohrer ermittelt. Auf einem 1967 veröffentlichten Gesamtplan (Abb. 2) sind alle durch Grabungen bzw. Bohrungen gemachten Befunde festgehalten. Danach zieht der Graben im Osten den Abhang hinunter.

Neue Luftbildaufnahmen vom Sommer 1987 zeigen für den östlichen Abschnitt allerdings einen anderen Grabenverlauf, der sich deutlich als breite dunkle Verfärbung abzeichnet. Nach diesen Aufnahmen zieht der Graben fast parallel zu dem östlichen Höhenlinienverlauf (Abb. 2, gestrichelte Linie) und paßt sich den topographischen Gegebenheiten, wie auch an der Südseite nachgewiesen, an. Mit diesem Grabenverlauf ist nunmehr der östliche Abschluß der Siedlung bekannt, die somit eine Gesamtlänge von etwa 500 m hat. Da Geländebegehungen keine weiteren Siedlungsstrukturen erkennen lassen, wird offenbar, wie wichtig hier Luftbildaufnahmen sind. Für die Listenerfassung ergibt sich nunmehr neben einer Verkleinerung des archäologischen Denkmals eine klarere Festlegung des Siedlungsbereiches.

Etwa 1 km westlich von Weingarten wurde im Frühjahr 1897 eine Grabhügelgruppe von 46 Hügeln auf einem Areal von ca. 500 auf 350 m entdeckt, die teilweise im Wald und im Wiesengelände liegen (Abb. 4). Gerade im Wiesengelände waren die 10 bis 20 m im Durchmesser großen und im Wald bis zu 1,50 m hohen Grabhügel nur noch als leichte Erhöhungen erkennbar. Im Sommer und Herbst 1897 und 1898 wurden 25 Grabhügel untersucht. Es wurden Bestattungen der Hügelgräberbronzezeit (Abb. 3), der Urnenfelderzeit, der Hallstatt- und Frühlatènezeit sowie einige Nachbestattungen aufgedeckt.

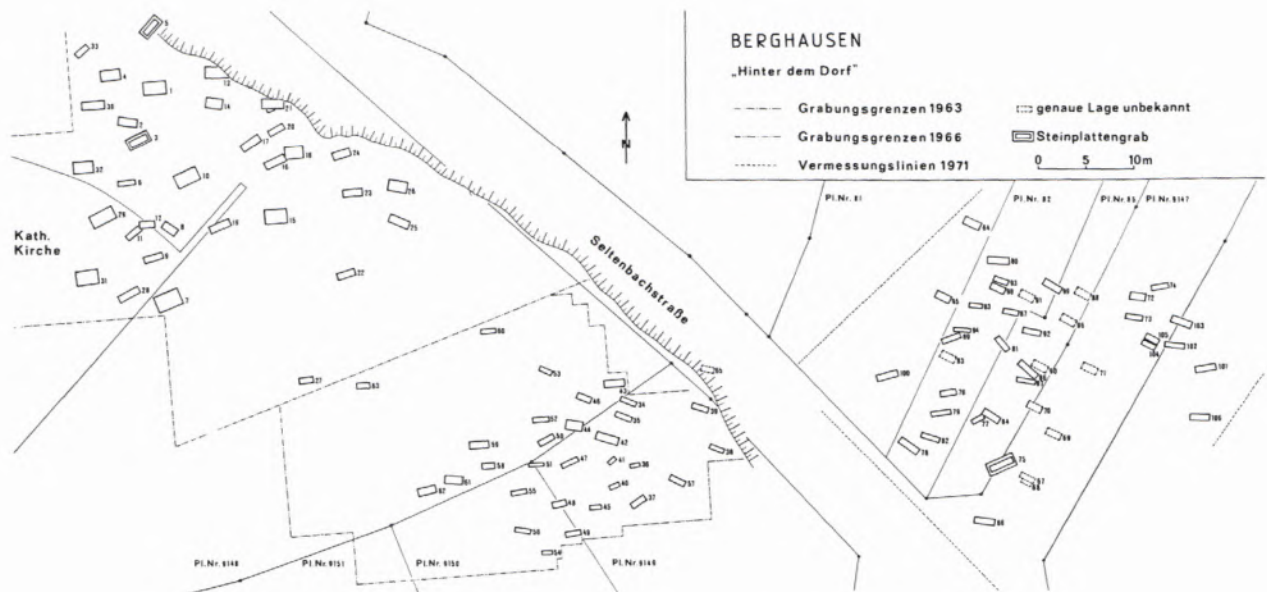
Die komplette Grabungsdokumentation ist in der Ortsakte Weingarten im Landesdenkmalamt erhalten, so daß diese zusammen mit den Veröffentlichungen eine eindeutige Erfassung des archäologischen Denkmals ermöglichen.

Durch Luftbildaufnahmen (Abb. 5) zwischen 1984 und 1986 wurde offenbar, daß sich das Grabhügelfeld er-

heblich weiter nach Süden erstreckt, als seinerzeit angenommen. Geländebegehungen zeigten, daß im Waldbereich liegende Grabhügel auch noch bis zu 1 m hoch erhalten sind, während im angrenzenden Wiesen- und Ackergelände die Grabhügel kaum auszumachen sind. Diese Hügel geben sich bisweilen nur durch unterschiedlichen Graswuchs zu erkennen. Beispielsweise liegt ein Hügel zu zwei Drittel im Wald und zu einem Drittel auf Ackergelände, so daß dieser zu einem Drittel nahezu eingeebnet ist. Inzwischen hat das Landesdenkmalamt neue Vermessungen durchgeführt, die nunmehr 61 Hügel belegen (Abb. 6). Damit erstreckt sich das Grabhügelfeld von Nord nach Süd auf etwa 700 m und von West nach Ost auf etwa 350 m. Diese neuen Kenntnisse bedingen somit für die Listenerfassung eine Erweiterung des schutzwürdigen Areals.

Südöstlich von Ubstadt, Gemeinde Ubstadt-Weiher, ist seit dem letzten Jahrhundert eine römische Fundstelle bekannt. Im Frühjahr 1908 fand in diesem Bereich eine Ausgrabung unter der Leitung von Ernst Wagner statt, und dabei wurden verschiedene Gebäudeteile einer *Villa rustica* untersucht (Abb. 7). Auf einem ca. 25 auf 35 m großen Areal wurden ein Kellerraum sowie Räume mit Estrichböden und eine Feuerstelle aufgedeckt. Gleichzeitig stellte man eine Mehrperiodizität am Steingebäude fest. Die geborgenen Funde belegen eine Besiedlung im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. Der Lageplan mit der Einzeichnung in das Kataster ist ebenso noch erhalten wie einzelne Fotografien (Abb. 8), die einen Eindruck über den damaligen Erhaltungszustand des archäologischen Denkmals geben. Diese Ausgrabungsergebnisse wurden bereits im Mai 1908 ausführlich in der örtlichen Presse publiziert und anschließend in der Publikation „Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden“ von Wagner zusammengefaßt.

Weitere Untersuchungen fanden in der Zwischenzeit nicht statt, doch wurde vereinzelt Fundmaterial geborgen. Seit nunmehr drei Jahren wird der Bereich des römischen Gutshofes von einem ehrenamtlichen Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes regelmäßig begangen. Anhand der beobachteten Fundstreuung läßt sich jetzt die ungefähre Ausdehnung der *Villa rustica* mit etwa 220 auf 220 m bestimmen (Abb. 7). Die Wagnersche



9 BERGHAUSEN, Gemeinde Pfinztal, Lkr. Karlsruhe. Gesamtplan des fränkischen Gräberfeldes.

Grabung liegt danach im westlichen Teilbereich der Gesamtanlage. Gerade in diesem Gebiet sind auf Luftbildaufnahmen Gebäudestrukturen erkennbar, die zum Teil identisch mit den Grabungsbefunden von 1908 erscheinen. Bei den mehrfachen Begehungen wurden außerdem an zwei Stellen (Abb. 7) nicht näher datierbare vorgeschichtliche Keramikscherben geborgen, die auf eine bisher nicht bekannte vorrömische Besiedlung hinweisen. Dieses Beispiel belegt die Bedeutung von Begehungen, auch von ehrenamtlichen Mitarbeitern, ohne die eine eindeutige Begrenzung des archäologischen Denkmals bei der Listenerfassung kaum zu geben wäre.

In Berghausen, Gemeinde Pfinztal, stieß man 1897 auf den Äckern „Hinter dem Dorf“ auf fränkische Reihengräber. Sieben Steinplattengräber wurden im Sommer desselben Jahres aufgedeckt, allerdings ist die genaue Fundstelle heute nicht mehr zu ermitteln. Auch diese Untersuchung ist bei Wagner aufgeführt.

Ein erster Hinweis auf die genaue Lage des Gräberfeldes ergab sich 1951, als unmittelbar am Ortsrand in einem Hausgarten ein Grab zerstört wurde. 1952 zerwühlten Kinder unweit dieser Fundstelle ein anderes Grab in einer Straßenböschung, die dem Lauf eines künstlichen Entwässerungsgrabens, des Seitenbaches, folgt. Dieser dürfte eine Anzahl Gräber fortgeschwemmt haben. Durch den geplanten Kirchenneubau der katholischen Kirchengemeinde bot sich für das Landesdenkmalamt die Möglichkeit, großflächig auszugraben. 1963 begannen die Untersuchungen im Gräberfeld, 1966/1967 wurden sie fortgesetzt. Durch Straßenbaumaßnahmen veranlaßt, konnten 1971 weitere Gräber im östlichen Gräberfeldbereich untersucht werden. Über 100 Gräber sind durch diese Ausgrabungen auf einem

Areal von etwa 120 m in West-Ost-Richtung und ca. 60 m in Nord-Süd-Richtung erfaßt (Abb. 9) worden.

Inzwischen liegt die wissenschaftliche Publikation von Ursula Koch vor. Das seit der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. belegte Gräberfeld wurde, soweit untersucht, vollständig vorgelegt. Gerade durch diese Gesamtbearbeitung wird aber deutlich, daß der Grabungsbereich „die Grenzen des sehr weiträumig angelegten Friedhofes gewiß nicht erreicht“ hat. Sowohl die Süd- wie auch die Nordgrenze des Gräberfeldes wurden bisher nicht erfaßt. Vielmehr befinden sich noch weitere Gräber, nicht oberirdisch sichtbar, im Boden der angrenzenden Hausgärten. Für die Listenerfassung ergibt sich somit, daß dieses Gräberfeld keineswegs vollständig ausgegraben wurde, sondern als weiterhin bestehendes archäologisches Denkmal in die Liste aufgenommen werden muß.

Wie zu belegen war, stehen die Arbeiten zur Erfassung von archäologischen Denkmälern in einer Liste in Baden-Württemberg in einer langen und guten Tradition, sind aber noch nie flächendeckend durchgeführt worden. Gleichzeitig kann diese flächendeckende forschende, den neuesten Wissensstand berücksichtigende Bearbeitung die Grundlage auch einer wissenschaftlichen Aufbereitung archäologischer Fragestellungen, wie beispielsweise des Siedlungswesens, bilden. So wird die Listenerfassung ein wesentlicher Markstein auf dem Weg zu einer umfassenden archäologischen Landesaufnahme sein!

Dr. Anita Gaubatz
 LDA · Referat Inventarisaton
 Karlstraße 47
 7500 Karlsruhe

Peter Findeisen: Baden-Baden, Bahnhof

Schritte zu einem Inventartext

Am Beispiel des Bahnhofs von Baden-Baden soll ein Inventartext für ein Kulturdenkmal des späten 19. Jahrhunderts vorgestellt und in Hinsicht seiner redaktionellen Gestaltung kommentiert werden. Gewählt wurde ein bisher unveröffentlichtes, schon nicht mehr in seiner ursprünglichen Funktion stehendes und damit in Teilen unverständliches Bauwerk in einer Stadt, die gerade im vorigen Jahrhundert ihren besonderen, bis heute schimmernden Glanz erhalten hat. Der hier vorgelegte Text ist *Fiktion* – denn ein neues Inventar von Baden-Baden wird nicht geschrieben –, und er ist zugleich *Modell*, da sein Sinn in der Erläuterung von Arbeitsschritten liegt und nicht nur für den Durchschnitt der gründerzeitlichen Bauten die Frage des Umfangs der wissenschaftlichen Bearbeitung im Inventar ansteht. Die Textprobe kann allerdings nicht mehr leisten, als ein Ausschnitt eben vermag: ihr fehlt der Zusammenhang einer umfassenden Darstellung, in der die kunstgeschichtlich erfaßbaren Einzelleistungen den topographischen und geschichtlichen Bedingungen gegenüberstehen sollten.

Die „Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden“, mit ihrem Erscheinungsjahr 1942 bei weitem kein Uralt-Inventar, bemerken unter der Marginalie „das Weltbad des 19. Jahrhunderts“: „Die Jahrzehnte von etwa 1830 bis 1880 stellen Baden-Badens allgemein bekannte Glanzzeit dar... Die Stadt an der Oos wurde ein Anziehungspunkt für die höchste europäische Gesellschaft. Außer zahlreichen berühmten Künstlern diente sie zur Zeit Napoleons III. und Kaiser Wilhelms I. auch den Politikern als Treffpunkt und stand mehr als einmal im

Brennpunkt des Weltinteresses. Freilich zeigen die damals entstandenen Paläste, Villen, Hotels und Bäder in ihrer Mehrzahl auch in Baden-Baden, daß die künstlerische Kraft des Jahrhunderts durch den wirtschaftlich-technischen Aufstieg zurückgedrängt wurde. Die Schönheit des alten Stadtbildes von Baden-Baden wird von dem neuen Weltbad nicht erreicht, aber landschaftliche Lage und Heilquellen sowie die erhaltenen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt bewahren ihre alte Anziehungskraft“ (vgl. Lit. 1). So verwundert es nicht, daß die in diesem für die älteren Bauten unstrittig wertvollen Inventar verzeichneten Bauten der Jahrhundertmitte gering an Zahl sind und wie die neue Trinkhalle (Heinrich Hübsch, 1842) oder die Sturza-Kapelle (Leo von Klenze, 1864/66) nur ganz beiläufig behandelt werden. Da die bauliche Entwicklung nach Weinbrenner unter dem Gesichtspunkt des Verfalls gesehen wird, fehlen die in der zweiten Jahrhunderthälfte entstandenen öffentlichen Bauten ebenso wie die aufwendigen und zum Teil auch bedeutenden Villen und die damals neu gebauten Hotels (vgl. Lit. 2).

In einem neuen Inventar von Baden-Baden würden gerade diese Bauten und ihr städtebauliches Umfeld einen gewichtigen Platz einnehmen. Nicht nur die seit zwei Jahrzehnten veränderte Einstellung zur Architektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch der mittlerweile unabweisbare kulturgeschichtliche Ansatz gebieten es, ihnen als wesentlichen Bestandteilen des „Weltbades“ besonderes Interesse zu widmen. Dabei lebt auch heute ein Inventar, ungeachtet aller übergreifenden Gesichtspunkte, von der Darstellung



1 ANSICHT DES ERSTEN BAHNHOFES (*Bau I*), Blick nach Südost, 1892. Im Vordergrund der auf dem Vorplatz bis in Sockelhöhe gediehene Neubau.

des Einzelbaues, auf dessen Erkennbarkeit es letztlich zielen muß. Angesichts des erweiterten Denkmalbegriffs und einer ausgreifenderen Problemstellung wird die Frage nach dem wirklich notwendigen Umfang von Baugeschichte und Beschreibung, den Herzstücken der Inventarisierung, zugleich die nach der Entlastung vom herkömmlichen Aussagevolumen sein müssen: Dort, wo Korpusbearbeitungen vorliegen oder in Bearbeitung sind, werden vielfach Verweise bzw. baugeschichtlich relevante Belege genügen. Einschränkungen können auch für Vorgängerbauten, sofern diese den vorhandenen Bestand nicht geprägt haben, in Kauf genommen werden; Literatur- und Quellennachweise helfen dem Leser, diesen abgegangenen Bauten nachzugehen. An unserem Beispiel, dem Bahnhof, kann abgelesen werden, in welchem Umfang wir uns die Darstellung eines Vorgängerbaues denken, der zwar Vorläufer nach Lage und Funktion gewesen, nicht aber in seiner Substanz im gegenwärtigen Bau aufgegangen ist.

In zahlreichen technik- und baugeschichtlichen Übersichten der letzten Jahre werden die scheinbar anonymen Bahnhofearchitekturen noch immer unter dem funktional-typologischen Aspekt zeitgenössischer Publikationen gesehen. So korrekt diese Methode einerseits ist, bleiben damit andererseits die Frage der städtebaulichen Funktion des jeweiligen Bahnhofs, sein künstlerisches Gewicht im Spektrum der übrigen Großbauten und in aller Regel auch sein mehr oder minder aufgesetztes Programm außer Betracht. Wird damit die Bahnhofearchitektur im Überblick gesehen und vor dem Typus und dem Seriellen die Einzelleistung außer acht gelassen, so erwächst andererseits in neueren Inventaren deutlich die Schwierigkeit, die dort abgehandelten Bahnhöfe, Postämter oder Kasernen als überregional bestimmte Bauaufgaben mit den städtischen Bautraditionen zu vergleichen und ihre jeweiligen städtebaulichen Funktionen zu bestimmen. Hilfreich können hier die bewährten Einleitungskapitel sein, in denen geographische, regional- und stadtgeschichtliche Fixpunkte als Rahmenbedingungen für den Prozeß der städtischen Entwicklung genannt werden. Stadtbaugeschichte und Denkmalbestand im Zusammenhang zu sehen, ist auch Anliegen von Denkmaltopographie und – in Baden-Württemberg – des Ortskernatlas. So wie diese Übersichtspublikationen den Blick auf die historische Bedingtheit des heutigen Stadtbildes lenken, wird die „große“ Inventarisierung den Kontext übergreifender Entwicklungen im Auge haben müssen.

Nach wie vor wird der Benutzer des Inventars eine kurzgefaßte kunstgeschichtliche Übersicht nicht missen wollen, sei es, um den im Inventar rezipierten Forschungsstand kurzgefaßt wiederzufinden, sei es, um die Bewertung durch den Inventarisator selbst zu erfahren und dadurch zugleich Aufschlüsse zu Umfang und Ergebnis der Bearbeitung des einzelnen Bauwerks zu erlangen. In dieser Einführung sollte mehr als eine statistische Aufzählung, nämlich ein Einblick in den vorhandenen und auch vorhanden gewesenen Bestand der wichtigsten Bauten gegeben und – ohne den Anspruch intensiver Forschung – versucht werden, diesen im Bild der Kunstlandschaft zu spiegeln. Die Einleitungskapitel werden in unserem Beispiel vorausgesetzt und, dem Text vorangestellt, lediglich in ihrer Richtung angedeutet. Zur kunstgeschichtlichen Übersicht – üblicherweise ebenfalls in den einleitenden Abschnitten eines Inventars zu finden – sind im Zusammenhang mit der „Würdigung“ (S. 72) einige Zeilen notiert.

Der knapp gefaßte eigentliche Text soll deutlich machen, daß das große Inventar als klassisches Auskunftsmittel einen breiten und zugleich sortierten Vorrat an Auskünften nachprüfbar bereitstellt. Im Textkommentar wird erläutert, unter welchen Bedingungen Baugeschichte und Beschreibung formuliert worden sind. Vorab ist noch zu bemerken, daß nach meiner Ansicht neben der bündigen Aussage herkömmlichen Umfangs der Bearbeiter denjenigen Teilen des Bauwerks gegenüber besonders sensibilisiert sein sollte, deren scheinbar untergeordnete Rolle sie dem schnellen Zugriff der Bauherrn anheimstellt, man denke z. B. an ohne Not veränderte Bauteile wie einen Teil der Fenster des Stuttgarter Hauptbahnhofs (vgl. Lit. 3) oder die Ausgestaltung der Schalterhallen des Hauptbahnhofs in Leipzig: der Inventarisator wird gut daran tun, beim Abfassen des Textes um die Verletzlichkeit seiner Gegenstände zu wissen, um das Treppenhaus im öffentlich genutzten Bauwerk, den Fußboden in der Kirche, die Putzstruktur über einem Fachwerk des 18./19. Jahrhunderts. Nicht die Dokumentation jedes Details kann hier angestrebt werden, wohl aber das Ansprechen auch gemeinhin sekundär verstandener Bauformen, die in ihrer Gesamtheit die Denkmaleigenschaften tragen. Denn Inventarisierung ist nicht zuletzt aus der praktischen Denkmalpflege heraus entstanden und mit ihr verbunden, und wenn ein unmittelbarer Bedarf an ihr geltend gemacht wird, so in Hinsicht der Arbeit mit den Denkmalen.

In den einleitenden Abschnitten eines Großinventars Baden-Baden – Lage der Stadt, allgemeine landes- und stadtgeschichtliche Voraussetzungen, städtebauliche Entwicklungen – würde die Lage der Stadt über und im Tal der Oos, ihre Entstehung mit Bezug zu den Heilquellen und der Burg von Baden, schließlich ihre Entwicklung zur zeitweiligen badischen Residenz und zum Badeort besprochen werden. Wichtige Zufahrt aus dem Rheintal her ist das zunächst breite, bald sich verengende Oostal. Hier, noch außerhalb der Vorstadt vor dem Rastatter Tor, war das ehemalige Kapuzinerkloster 1807/09 zum Badehotel verändert worden und seither Endpunkt der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandenen Promenaden am Talausgang. Vor allem mit diesem Baukomplex, doch auch mit der vorstädtischen Bebauung des rechten Oosufers, war das weitere Heranführen der Stichbahnlinie an die Stadt begrenzt: die Lage des Endbahnhofs zeigt damit die Ausdehnung der Stadt im Oostal vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Seitdem trägt der Eisenbahnan-schluß bis zum Zweiten Weltkrieg zum Besuch des berühmten Badeortes entscheidend bei; bemerkt sei der sprunghafte Anstieg der Gästezahlen im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts. Die Lage des Bahnhofs hat den Ausbau der Langen Straße zur wichtigsten Geschäftsstraße der Stadt begünstigt. Indem sich der Schwerpunkt der Stadt vom Marktplatz in der Oberstadt auf die Unterstadt in das Oostal verlagerte, ist der Bahnhofs-bau Teil eines großen Ausbau- und Erweiterungsprozesses, in dem im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts die Stadt ihre bis zur Gegenwart gültige Prägung fand. Die z. Z. im Bau befindliche „kurortgerechte“ Verkehrs-entlastung geht mit dem Bau von Straßentunnels am Erscheinungsbild der Bauten allerdings nicht vorüber: in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs liegt die Ausmündung des Tunnels, der die Stadt durchquert; die neue Straßenführung wird z. T. auf dem ehemaligen Gleisbereich verlaufen.

2 DER NEUBAU DES BAHNHOFES
(Bau II), Blick nach Südwest, um 1900.
Links anschließend der Durchgang in der
Verlängerung des Bahnsteigs.



3 DIE HAUPTFRONT des Bahnhofs
nach der Neudeckung aller Kuppeldä-
cher, 1980.



4 DIE HAUPTFASSADE
1988. Blick nach Süden.

TEXTBEISPIEL

Bahnhof („Alter Stadtbahnhof“), Lange Straße 77

KOMMENTAR

Obwohl die Bahnstrecke Oos/Baden-Baden seit einem Jahrzehnt aufgelassen ist, gibt sich das Bahnhofsgebäude doch nach Lage, baulichem Gefüge und allgemeiner Erscheinung ohne weiteres zu erkennen, mag es auch bahnamtlich nicht mehr als solches gelten. Wenn hier nicht „ehemaliger Bahnhof“ formuliert wurde, so deshalb, weil damit ein weitreichendes Problem berührt wurde: viele denkmalwerte Bauten erfüllen nicht mehr ihre ursprüngliche Funktion (als Residenzschloß, als Stiftskirche oder Bauernhaus). Wenn unsere Bezeichnung in erster Linie den Gegenstand ansprechen will, wie er heute erfahrbar ist, so sollten die ihn tragenden Eigenschaften im obengenannten Sinn uneingeschränkt zum Maßstab genommen werden. Über den Verlust des ursprünglichen Zweckes und Sinnes hinaus hält die Benennung eine primäre Bestimmung fest, wie sie überdies auch umgangssprachlich geläufig ist. Erst die schwere Abänderung, die Zerstörung typusgebundener Bauformen, das Aufgehen des Bauwerks in einem anderen Zusammenhang kann m. E. den Begriff des „Ehemaligen“ rechtfertigen: mit dieser zugestandenen Wesensveränderung lassen sich nämlich leicht weitere, füglich die inhaltliche Substanz des Bauwerks nicht mehr erreichende Eingriffe begründen.

Eine spezielle Frage ist die der Bezeichnung „Bahnhof“ selbst. Diese ist eigentlich ein Sammelbegriff für eine ganze Reihe betrieblicher Anlagen, von denen hier nur noch das Verwaltungs- und Empfangsgebäude, landläufig eben der „Bahnhof“ steht. Was alles zu ihm gehörte und was ihm vorausging, wird nachstehend ausgeführt, und auch daher wird hier der Titel Bahnhof gegenüber der einschränkenden und auch damit noch nicht exakten Bezeichnung „Empfangs- und Abfertigungsgebäude des Bahnhofs“ bevorzugt. Eigentlich trägt ein (funktionierender) Bahnhof auch eine Ortsbezeichnung, die nicht immer mit dem Namen des Ortes, auf dessen Gemarkung die Gebäude liegen, übereinstimmt. Gerade der Baden-Badener Bahnhofsname hat mehrfach gewechselt. Als eisenbahngeschichtliche Details können diese Bezeichnungen auf sich beruhen, allein der frühere Ortsname (Baden) wird, als Bauinschrift nämlich, in der Beschreibung noch erwähnt werden.

Obwohl bei stadtbekanntem Großbauten auf Straßenangaben und Hausnummern verzichtet werden könnte, sollten sie grundsätzlich vermerkt werden, um im Zweifelsfalle das Auffinden zu erleichtern, und weil ihre Zuordnung im Straßennetz überdies eine historische Auskunft sein kann. Dagegen führt die Angabe des Flurstücks zu weit, da sie nur an Hand eines Lageplanes nachvollziehbar wäre.



5 DIE HAUPTFASSADE mit westlich anschließendem fürstlichem Bahnhofsteil, 1987. Blick nach Südost.



6 ANSICHT DER RÜCKWÄRTIGEN FRONT des Bahnhofs zu den ehemaligen Gleisanlagen, 1988. Blick nach Nordosten. Links das Obergeschoß der fürstlichen Eingangshalle, rechts von der Schalterhallenkuppel der Ansatz des „Interimpavillons“.

Quellen: GLA Karlsruhe Abt. 237 Nr.16581 (Anlage Seitenbahn Oos–Baden, 1842–1905), Nr.35890 (Abfertigungslokal 1871–1920). Baden-Baden, Bauordnungsamt, Alter Stadtbahnhof Lgb.-Nr.257 (Baupolizeiakten, ab 1892). – LDA Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, Ortsakten Baden-Baden, Alter Stadtbahnhof (ab 1972).

Literatur: Eisenlohr, Friedrich: Die Hochbauten der badischen Staatsbahn, Karlsruhe 1864–1866. – Kuntzenmüller, Albert: Die badischen Eisenbahnen, Karlsruhe 1953, 50. – Clewing, Hans Joachim: Friedrich Eisenlohr und die Hochbauten der badischen Staatseisenbahn. Ing. Diss. Karlsruhe 1968.

Ansichten und Pläne: Universität Karlsruhe, Institut für Baugeschichte, Nachlaß Eisenlohr, Nr.12, 12 a, 13, 13 a, 31 (Vorentwurf, Grundrisse, Ansichten, Querschnitt durch einen Wartesaal). – GLA Karlsruhe Abt. 237 Nr.35890 (Lageplan des ersten Bahnhofs, 1892). – Baden-Baden, Bauordnungsamt, Situationsplan und 13 Blätter Bauzeichnungen 1 : 100, 1892, sign. Lutz. – Baden-Baden in alten Ansichten, Frankfurt/Main 1978, Abb. 59, 60. – Baden-Baden, Stadtarchiv, Fotografien 1888 ff. – Bad. Zeitung (Freiburg) vom 13. 1. 1973, Foto des Bahnhofs von West, mit Bahnsteighalle und Nebengebäuden.

Lage

Im Oosbachtal links (südwestlich) an der Landstraße nach Oos und Rastatt, ca. 800 Meter vor dem Stadtzentrum. Endstation der ehemaligen, durch das Oostal führenden Bahnstrecke von Oos nach Baden-Baden. Am Bahnhofsvorplatz mehrere Hotelbauten, aus der Zeit des 1. Bahnhofsbaus zur Stadt hin das frühere Hotel Stadt Baden, gegenüber der Bayerische Hof, stadtauswärts das frühere Hotel Markgräfler Hof; dieses zur Zeit des 2. Bahnhofsbaus errichtet. Oberhalb der Langen Straße einige Villenbauten der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Aussicht auf die Eisenbahn.

Baugeschichte

Nach dem Eisenbahnbau im Rheintal zwischen Karlsruhe und Appenweier (1844) wurde auf Betreiben der Stadtgemeinde mit dem Ziel der Förderung des Badebetriebes schon 1845 eine Stichbahn als Teil der badischen Staatseisenbahn von Oos nach Baden-Baden an-

(Quellen, Literatur, Ansichten)

Der Nachweis von Archivalien und Plänen soll der Weiterarbeit am Gegenstand dienen; die korrekten Zitate aller verfügbaren Quellen mit ihren Standortangaben sind daher geboten. Aktentitel selbst sind entbehrlich, hilfreich erscheinen aber zusammenfassende Bezeichnungen bei größeren Beständen. Spezialliteratur wird hier, soweit vorhanden, verzeichnet. Finden sich darüber hinaus wesentliche Auskünfte in allgemeiner, auch an anderer Stelle benutzter Literatur, wird ein Kurztitel verwendet.

Sprengt ein Literaturverzeichnis den Rahmen des Sinnvollen, ist eine Beschränkung dort möglich, wo die Titel nur Bekanntes wiederholen. Neben dem wichtigsten Anliegen dieses Registers, der weiteren Vertiefung des Gegenstandes, sollten auch die Schritte der bisherigen wissenschaftlichen Erarbeitung erkennbar werden, da diese bei größeren Bauten durchaus in einer Beziehung zur öffentlichen Akzeptanz des Baues und damit zu seiner jüngeren oder jüngsten Baugeschichte stehen können.

Quellenlage und Literatur zum Bahnhof in Baden-Baden sind ausnehmend dürftig, woraus schon nach einem Jahrhundert erhebliche Defizite in der Kenntnis der Planungsgeschichte und Urheberschaft erwachsen. Abhängig vom (geringen) Umfang der Darstellung des Vorgängerbaus werden die wichtigsten Quellen und Literaturangaben zu diesem nicht gesondert ausgewiesen. Unter den historischen Ansichten werden auch archivierte oder publizierte Fotos zitiert, wenn diese einen heute nicht mehr vorhandenen Zustand zeigen, Vollständigkeit kann hier nicht erreicht werden. Der Inventarisator wird sich einen Überblick über die Behördengeschichte und damit die Archivbestände zulegen müssen, um die baugeschichtlich wichtigen Akten einsehen und nachweisen zu können. Sind Akten- und Literaturlage schlecht, nötigt dies zu einer besonders sorgfältigen Befragung des Baues.

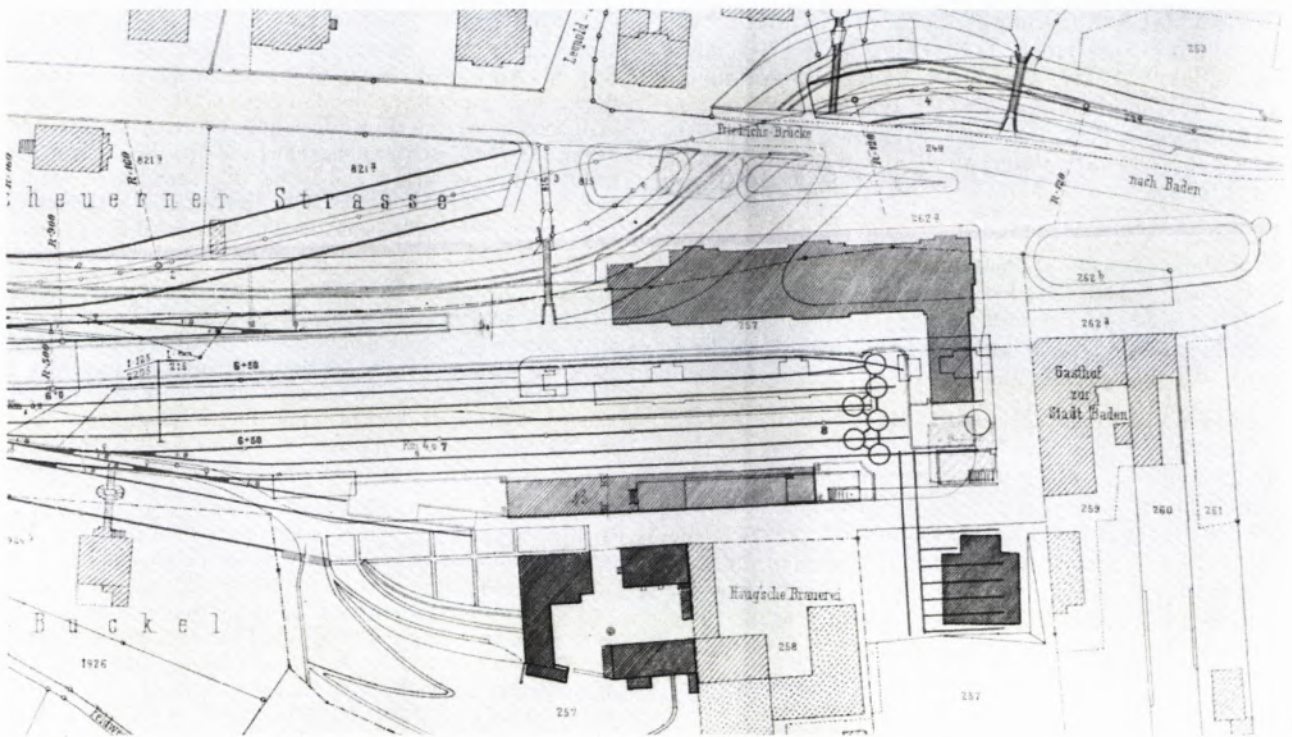
(Lage)

Die nähere (siedlungsgeographische, topographische) Kennzeichnung der Lage wird nach inventarisiertem Gebrauch meist an den Beginn der Baubeschreibung, seltener direkt unter die Objektangabe gesetzt. Die Alternative: nach den Angaben zu Quellen und Literatur kann der eigentliche Text mit der Charakterisierung der Lage und allgemeinen Situation beginnen, um mit dieser Eröffnung den für den Bauverlauf wichtigen, heute noch ablesbaren äußeren Rahmen zu kennzeichnen.

Die allgemeine topographische Situation der Stadt über dem einmündenden Rotenbachtal gehört in das einleitende Kapitel des Inventars. Aus dieser war bereits erkennbar gewesen, daß die Anlage von Straße und Bahn in Richtung des Rheintales keine komplizierten Ingenieurbauten voraussetzte. Die Angabe der ungefähren Entfernung zum Stadtzentrum gibt kund, bis wohin sich die Stadt bei der Anlage der Bahnstrecke ausgedehnt hatte (der Eisenbahnbetrieb wurde, wie allerorten üblich, durch einen ausgedehnten Droschkenbetrieb ergänzt, und eine Straßenbahn fuhr von 1911 bis 1952. Beide Momente bleiben hier außer Betracht, sind aber mit der Entfernungsangabe hinlänglich vorausgesetzt). Die umgebenden Bauten charakterisieren das Umfeld unseres Denkmals. Indem sie zum Teil auf den Vorgängerbau bezogen sind, wird mit dem Hinweis auf sie das im mittleren 19. Jahrhundert wurzelnde Kontinuum der Bahnhofsvorplatzsituation dargelegt. Soweit diese Bauten als Denkmale ausgewiesen sind, würde hier ein Verweis erfolgen.

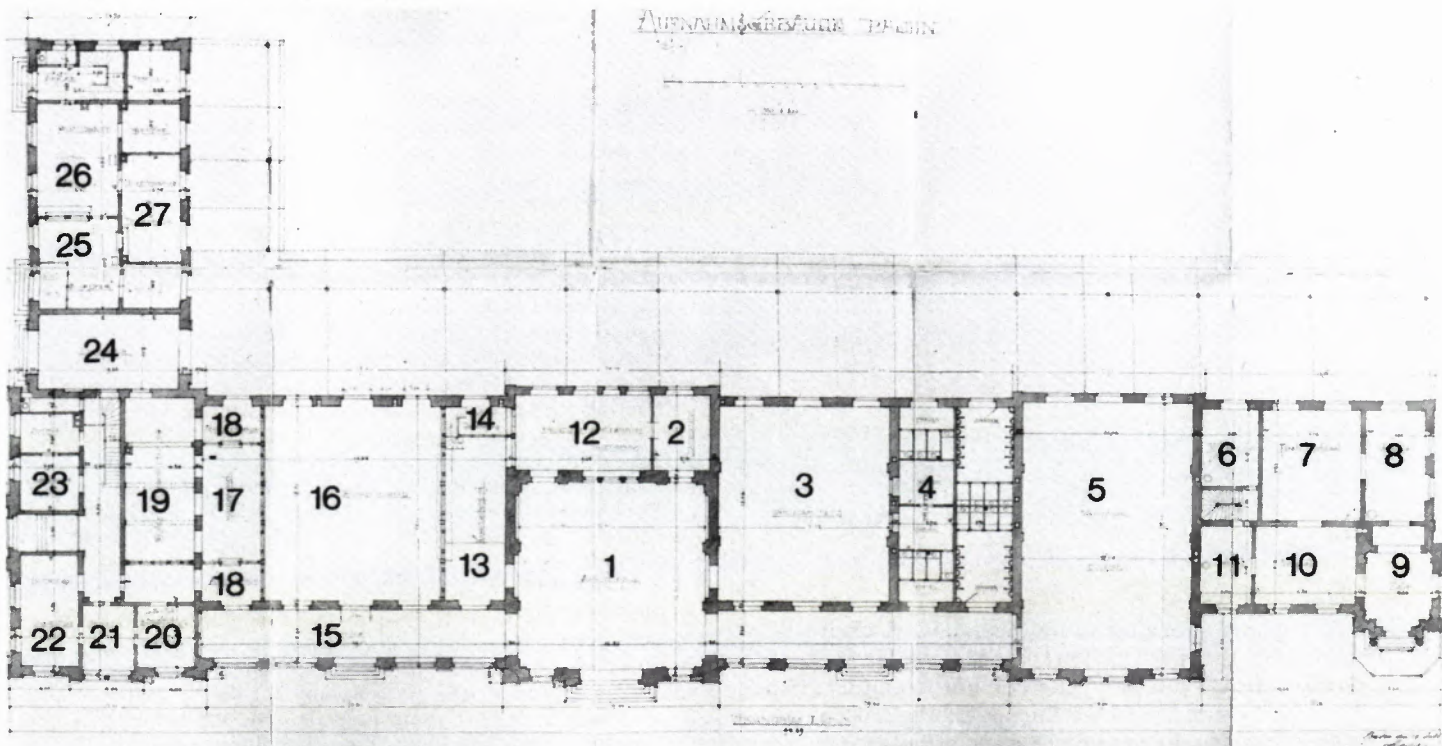
(Baugeschichte)

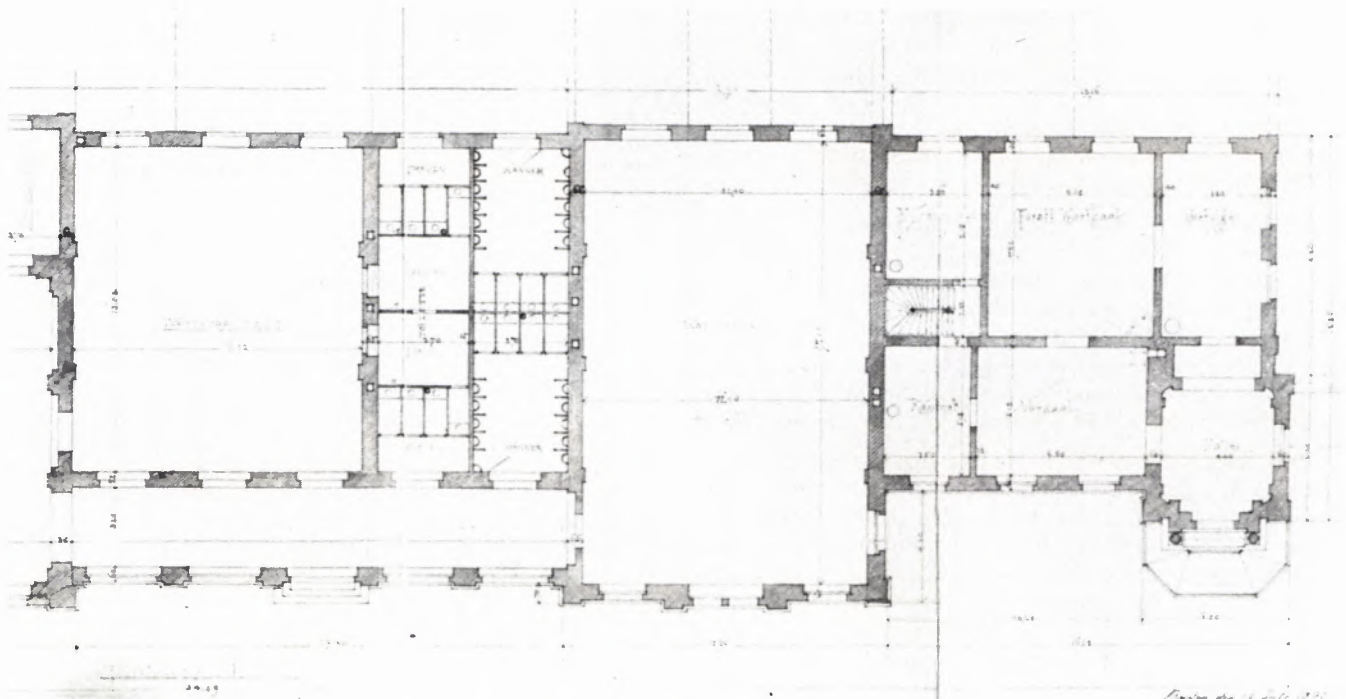
Es gehört zur allgemeinen Stadtgeschichte und nicht in das Inventar, der älteren Erschließung des Ortes durch Postkutschen zu gedenken. Die Voraussetzungen des Bahnanschlusses sind jedoch zu erwähnen. Unnötig erscheint, auf die Spurverhältnisse (Breitspur bis 1856, zweispurig seit 1908; fünf Drehscheiben am Ende der Gleise) und ähnliche technische Bedingun-



7 AUSSCHNITT AUS DEM LAGEPLAN, 1 : 2000. Eingezeichnet ist das Neubauprojekt des Bahnhofs einschließlich Güterschuppen und Zollstation. Im Gleisbereich der Umriß des alten Bahnhofs. Nördlich des Bahnhofs die mit dem Neubau erforderliche Neutrasseierung von Straße und Oosbach-Verlauf.

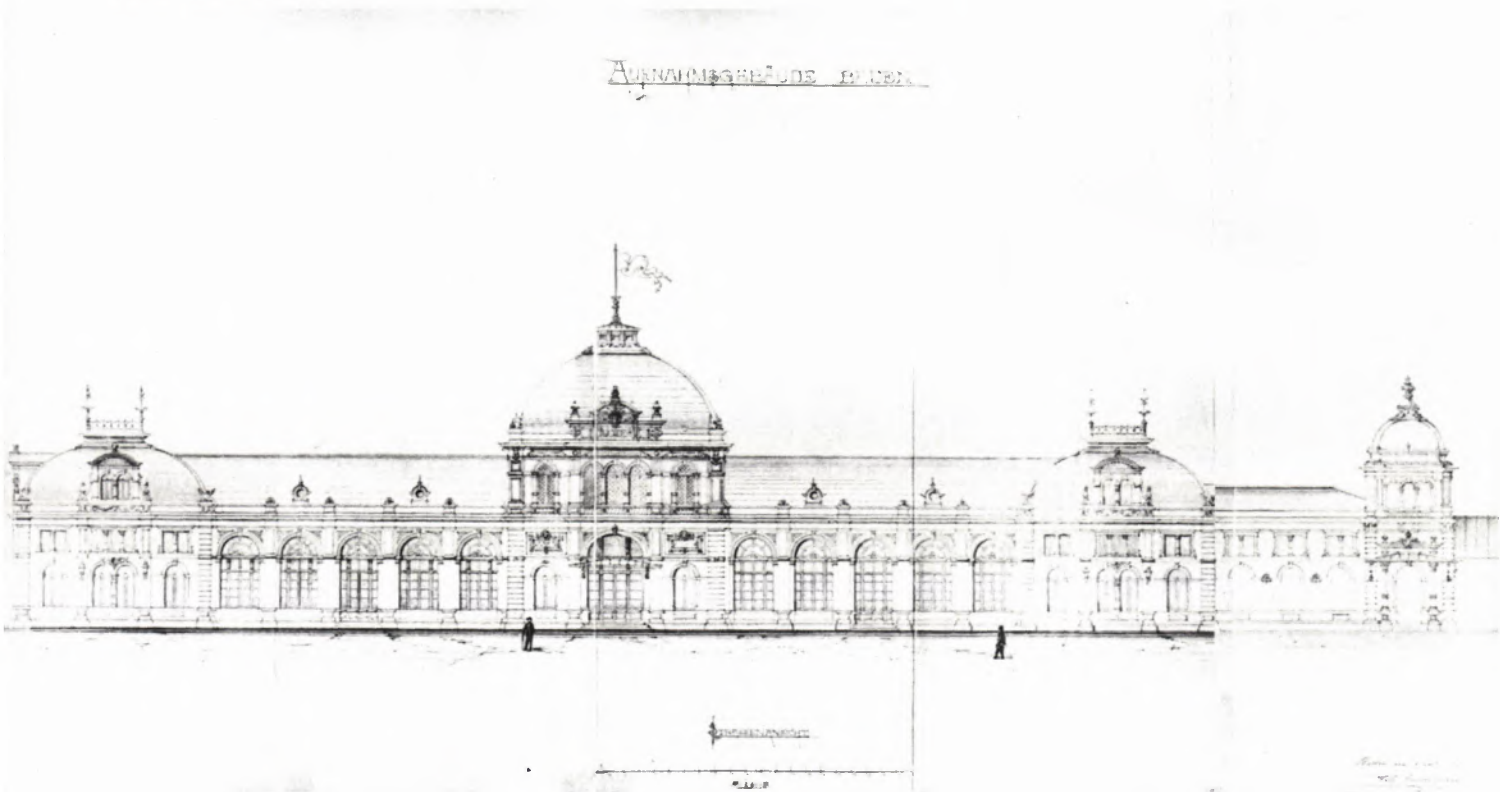
8 GRUNDRISS DES NEUBAUS, 1892, 1 : 500. 1 = Schalterhalle, 2 = Kontrolleur, 3 = Wartesaal I. & II. Cl., 4 = Toilette, 5 = Wartesaal III. Cl., 6 = Fahrpersonal, 7 = Fürstl. Wartesaal, 8 = Gefolge, 9 = Halle, 10 = Vorsaal, 11 = Kabinett, 12 = Fahrdienst & Telegraph; Billetverkauf, 13 = Gepäckabfertigung, 14 = Schalter für Bahntelegraph, 15 = Gang, 16 = Gepäckbureau, 17 = Handgepäck, 18 = Schalterraum, 19 = Gepäckaufbewahrung, 20 = Stationsvorsteher, 21 = Kanzlei, 22 = Betriebs-Inspector, 23 = Technischer Dienst, 24 = Durchgang, 25 = Postschalter, 26 = Postdienstzimmer, 27 = Paketannahme, Packkammer. Den Vorteilen eines originalen Bauplans – Authentizität der Zeichnung, Darstellung des Originalbestandes, Vermeidung von Neuaußmaß bzw. Umzeichnung – stehen sehr deutlich auch Nachteile gegenüber: ungeeigneter Maßstab (der hier u. a. zu einer Transskription der Bildlegenden zwingt), schlechter Erhaltungszustand mit Folgen für die Maßgenauigkeit, uneinheitliche Plangestaltung im Gesamtband. Im vorliegenden Fall wäre eine Umzeichnung des Originalplans (1 : 100) erforderlich; die Verkleinerung auf den angestrebten Maßstab von 1 : 300 würde zudem eine Ausschlagtafel verlangen (vgl. Abb. 9). Mit unserer Verkleinerung auf 1 : 500 soll hier der gesamte Grundriß unter Betonung der ehemaligen Funktionsabläufe wiedergegeben werden.





9 GRUNDRISS DES HAUPTGESCHOSSES; westlicher Abschnitt, 1 : 300. Ausschnitt aus Abb. 8. Der Regelmaßstab von 1 : 300 erlaubt auch bei kleineren Bauten noch die Wiedergabe architektonischer Details. Bei Neuaufnahmen oder Umzeichnungen würden Schnitt-, Projektions- und Ansichtslinien einheitlich gewählt werden; die Maßangaben entfallen dagegen.

10 ANSICHT DER HAUPTFRONT, 1892, 1 : 500. Die originale Ansichtsszeichnung ergänzt dann sinnvoll den Grundriß, wenn historische Abbildungen kein hinlängliches Bild der Fassade geben; wichtig ist selbstverständlich der mit der Reproduktion des Grundrisses (Abb. 8) identische Maßstab.



geschlossen und bis zur Stadtflur geführt. Nach Plänen von Friedrich Eisenlohr entstand im folgenden Jahr der erste Bahnhof; seine Bahnsteighalle wurde in einem Sturm 1870 verwüstet. Die Güterhalle dieses Bahnhofs, parallel zum Empfangsgebäude angeordnet, wurde 1895 auf Abbruch verkauft. Ihr erheblich vergrößerter Nachfolgebau stand bis 1978.

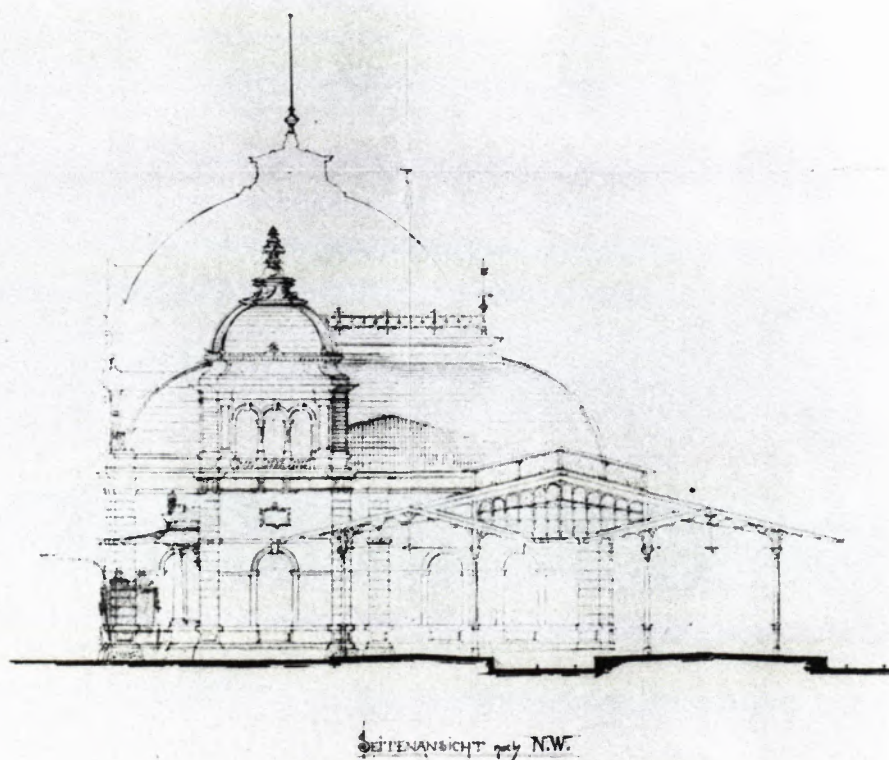
Neubauentwurf des Empfangs- und Abfertigungsgebäudes vor 1892 nach örtlicher Überlieferung durch Oberbaurat Heinrich, Ausarbeitung der Pläne durch B. Ziegler und Eisenbahnarchitekt Lutz, 1892. Neubau auf dem damaligen Bahnhofsvorplatz 1892–95; danach Abbruch des alten Empfangsgebäudes, an seiner Stelle weitere Gleise. Zusammen mit dem Neubau Verlegung der Straße und des Flußbettes der Oos nach Norden.

1977 wurde die inzwischen elektrifizierte Strecke stillgelegt und damit der Bahnhof geschlossen; bis auf das Empfangsgebäude, das die Stadt gleichen Jahres von der Bundesbahn übernahm, in der Folge mit allen Betriebsanlagen abgebrochen. Die Bahnsteigüberdachung wurde teils in das Omnibushofgelände von Bad Herrenalb, teils nach Ettlingen umgesetzt. Umbau eines Teiles des Westflügels für die neue Nutzung als Restaurant, Diskothek – später Spielhalle – und Geschäftsstelle des ADAC. 1980/81 Instandsetzung unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten: u. a. Wiederherstellung der abgetragenen Dachkuppel des fürstlichen Eingangsgebäudes, Ausbesserung der bahnsteigseitigen Fassade nach dem Abbruch der Überdachung, Reinigung der bereits 1932 und 1956 aufgefrischten Ausmalung der Schalterhalle. Im gleichen Jahr der sogenannte Interimpavillon vom Kurgarten hierher umgesetzt und über den ehemaligen Gleisanlagen dem Gebäude rückseitig angefügt. 1987/88 Umbau des Ostflügels (ehemalige Gepäckabfertigung) als Bürgersaal.

gen einzugehen, da sie im Inventar der Denkmale ohnehin nicht befriedigend erfaßt werden können. Überdies bestehen die Gleisanlagen nicht mehr. Die Mitteilung, ob die neue Bahnstrecke eine Staats- oder Privatbahn war, gewinnt als Hintergrund des zweiten Bahnhofbaues ein gewisses Gewicht. Die Gründe für die Streckenführung und die Endstation ergeben sich aus den allgemeinen Umständen und werden daher nicht näher erläutert.

Da die eigentlichen Bauakten nicht auffindbar sind, müssen hier die wenigen ermittelten Angaben genügen. Besondere Umstände des Entwurfs, wie Wettbewerb oder Serienplanung, schließen sich aus. Offen bleibt aber die Frage nach speziellen Forderungen, Vorentwürfen, Ausarbeitung der Details, die den auch für badische Verhältnisse aufwendigen Neubau näher begründen könnten.

Ein gewichtiger Unterschied des Inventars zur Monographie liegt darin, im Inventar keine sozial und funktional orientierte Nutzungsgeschichte zu entwickeln, obwohl überlieferte Nutzungsabläufe im weitesten Sinne auch Feststellungen zur Baugestalt sind. Zwar bedingen die ursprünglichen Erfordernisse an das Bauwerk einen Gutteil des Entwurfs, nämlich dessen funktionale Disposition. Diese wird im Abschnitt „Beschreibung“ auch aufgezeigt. Um die Abgrenzung zu erläutern: Mitglieder regierender Häuser wurden an diesem Bahnhof unter heftigem Andrang der Zuschauer regelmäßig durch eigens angereiste, selbstredend ranggleiche Vertreter der großherzoglichen Regierung begrüßt, ein Sachverhalt, der über den architektonischen Hintergrund dieses Geschehens hinaus den gesellschaftspolitischen Stellenwert der Bäderstadt vor einem Jahrhundert unterstreicht. Deutlich zu unterscheiden sind mithin diejenigen sozialgeschichtlichen Umstände, die als nahezu meßbare Größen unmittelbar auf den Entwurf Einfluß nehmen, von solchen, die über die spezielle Bauaufgabe hinaus in den größeren Zusammenhang des zeitgeschichtlichen Kolorits gehören. Im Abschnitt Baugeschichte müssen jedenfalls Veränderungen in den Nutzungsverhältnissen insofern zur Sprache kommen, als mit diesen bauliche Umgestaltungen einhergegangen sind.



11 ANSICHT DER WESTLICHEN SEITENFASSADE, 1892, 1 : 300. Die Ansicht zeigt die Stirnfront der Bahnsteighalle vor der westlichen Fassade, woraus sich der gliederungsarme Aufriß des heutigen Bildes (s. Abb. 6) erklärt. Hier kann dem „Regelmaßstab“ entsprechend Abb. 9 gefolgt werden.

Baubeschreibung

Vorgängerbau (Bau I): Auf dem späteren Gleisbereich, unmittelbar südlich von Bau II, in Seitenlage zu drei Gleisen. Eingeschossiges gestrecktes Empfangsgebäude in Sichtfachwerk; zwei Kopfbauten als Abschlüsse eines hallenähnlich geöffneten Mitteltraktes, dieser mit schlankem, gotisierendem Dachreiter. Symmetrisch zwei niedrigere Seitenflügel anschließend; der westliche seinerzeit als fürstlicher Wartesalon nobel ausgestattet.

Das repräsentative Empfangsgebäude (Bau II) erstreckt sich mit einer Länge von 95 m in Seitenlage zu den ehemals sechs Gleisen. Der einzige Bahnsteig lag an seiner Südseite. Am Kopfende der Strecke zweigeschossiger Anschlußbau, der Gesamtgrundriß somit L-förmig. Langgestrecktes und im zentralen Teil der nördlichen Front symmetrisch gegliedertes Empfangsgebäude mit mittlerer Eingangshalle, beidseitig anschließenden, als Galerien erscheinenden Verbindungsbauten und seitlichen Eckpavillons. Dieser symmetrischen Front nach Westen hin der fürstliche Empfangstrakt mit Eingangspavillon an der westlichen Ecke angefügt. Ehemals gußeiserne Bahnsteigüberdachung, nach Westen hin als offene, freistehende Bahnsteighalle weitergeführt.

Material: Ziegelbau, verblendet mit weiß-gelbem Murgtalsandstein, der Sockel Buntsandstein. Fundamente in lagerhaftem Bruchstein. Dachdeckung in Zinkblech (Hauptkuppel noch original mit Rautenschablonen). Das Gebäude erscheint im Äußeren somit als Werksteinbau und ist, bis auf die überwiegend erneuerten Dachflächen und die fehlenden Bahnsteigüberdachungen, in seiner ursprünglichen äußeren Erscheinungsweise vorzüglich erhalten. Fassaden: die Quader des Sockels bossiert, die der Gewände geschliffen, die Wandflächen gestockt. Das Innere verputzt und farbig gefaßt (s. u.).

Äußeres: Den Hauptabschnitt des in den Formen italienischer Hochrenaissance angelegten Gebäudes bildet das eigentliche Abfertigungsgebäude: zentral und den übrigen Bau in der Hauptfassade überragend darin die dreiaxige Eingangshalle, ihr Erdgeschoß mit mittlerem Haupteingang als Triumphbogen, das Obergeschoß in der Mittelachse mit rundbogiger Dreifenstergruppe gebildet. Unter dem Hauptgesims bez. ERBAUT UNTER GROSSHERZOG FRIEDRICH 1892-1894. Die Mittelachse als Attika in den Ansatz des Kuppeldaches hineingeführt, bez. BADEN (Stationsname), darüber badisches Wappenschild.

Das Dach mit kastenförmigem Aufsatz abgeschlossen. Schmiedeeisernes Vordach über dem Haupteingang, dessen Zwickel und seitliche Rundfenster skulptiert.

Seitlich anschließende Verbindungsbauten mit galerieartiger Bogenstellung (Fenster, in der Mittelachse Türen), hinter diesen Wandelgängen die ehemaligen Wartesäle (Westflügel) bzw. die Gepäckabfertigung (Ostflügel). Die Eckpavillons bei gleicher Traufhöhe in Erd- und Mezzaningeschoß unterteilt. Ihr Aufriß mit Rund-

(Baubeschreibung)

Die Kurzbeschreibung des Vorgängerbaues darf und muß summarisch ausfallen, denn seine Gestalt hat, von der Lage zum Gleiskörper und der Anordnung des fürstlichen Wartesaals abgesehen, keinen wesentlichen Eingang in den bestehenden Bau gefunden. Allerdings wurde im Abschnitt zur Baugeschichte auf den baulichen Ablauf hingewiesen, der mit der Übernahme der charakteristischen Seitenlage einherging. Auf die bereits erwähnte, nicht mehr bestehende Güterhalle wird in der Beschreibung nicht mehr eingegangen.

Jedes bestehende Bauwerk sollte durch Fotos seiner Ansichten und kennzeichnenden Einzelheiten dokumentiert werden, zum weiteren Verständnis ist zumeist die Abbildung eines historischen, möglichst frühen Zustandes nötig. Ergänzt werden die Abbildungen durch Grundrisse und bei einiger Bedeutung auch durch Schnitte, deren Maßstab – sinnvoll ist 1:300 – einheitlich sein sollte. Abgestimmt auf den Fundus der Abbildungen und Pläne kann der Aufwand der stets subjektiven Baubeschreibungen in Grenzen gehalten werden.

Im Grundsatz werden die Beschreibungen sich an die bewährte Folge von Bauefuge, Material, Grundriß, Fassaden, Inneres und Ausstattung halten. Zeitgenössische Bezeichnungen, obwohl gelegentlich mißverständlich, bieten den großen Vorteil des möglicherweise authentischen Hinweises auf die im Bau verfolgten Leitbilder. Ziel der Beschreibung ist zunächst das Erkennen und Benennen des (oft genug entlehnten) Typus und seiner speziellen Funktion. In der einleitenden Angabe des Bauefuges werden der Gesamtgrundriß und die wichtigsten Funktionen in einer ersten Übersicht angesprochen. Die Massenverteilung, die architektonische Komposition, wird benannt, weswegen hier zugleich auf die früher anschließende Bahnsteighalle, die die Asymmetrie der Fassadenabfolge ausglich, hingewiesen wird.

Wichtig ist die Bezeichnung der Konstruktion und des gewählten Materials. Gerade für repräsentative Gebäude des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts wurden nicht selten aus stilistischen Gründen die örtlich vorkommenden Werksteine zugunsten edleren und nun auch transportierfähigen Materials verschmäht. Unerheblich, weil in der Norm der damaligen Baupraktiken verankert und daher zu vernachlässigen, sind untergeordnete Materialien, wie Granit für die Treppenstufen und Eichenholz für Türen und Fenster. Besondere Materialien des Innenausbaus werden bei der Innenbeschreibung genannt. Bis zu welchem Grad konstruktive Einzelheiten (z. B. Deckenkonstruktionen) ermittelt werden (können), hängt vom Rang ab, den der Bearbeiter dem Bauwerk zumißt. Bemerkenswert wird oft die Ausnahme der Regel sein, also z. B., wenn hier statt der hölzernen Dachstühle solche in Eisenkonstruktion gewählt worden wären. Schon hier auf die Erscheinungsweise des Materials, seine Bearbeitung und Farbigkeit einzugehen, vermeidet die leidige Trennung von konstruktiver und ästhetischer Funktion des Baumaterials. Die weitere Beschreibung wird u. U. diesen Punkt präzisieren müssen. Entbehrlich sind zumeist Angaben zu veränderten Detailformen: so wird die Art der neuen Dachdeckung (Stehfalzdeckung) auf den Nebenkuppeln nicht erwähnt, wohl aber die originale Schuppendeckung auf der Hauptkuppel.

Die Reihung verschiedener Bauteile könnte für die Beschreibung die Unterteilung nach Funktionsabschnitten nahelegen. Dabei liegt der Zwiespalt in der Sache begründet, weil zwar die Innenräume deutlich voneinander getrennt sind, aber, wenn auch architektonisch gegliedert, das Gebäude als Ganzes entworfen ist (vgl. unten S. 73). Wir handeln daher die Beschreibung des gesamten Äußeren ab, bevor die der wichtigen Innenräume folgt (ein Bauefuge unterschiedlicher Entstehungszeit könnte dagegen zu einer Abfolge von Einzelbeschreibungen führen).

Der mittlere Pavillon, die Eingangshalle, verdient wegen seines aufwendigen architektonischen Apparates eine ausreichend genaue Beschreibung. Da diese, von Abbildungen un-

bogenöffnungen und gekoppelten Rechteckfenstern darüber grundlegend für die übrigen Fassaden wie die des Postgebäudes (s.u.); einfacher die ehemals hinter der Bahnsteigüberdachung zurücktretende Bahnsteigfront; voll ausgebildet diese Gliederung dagegen an den inneren Wänden der Wandelgänge, wodurch diese als Vorhalle verstanden werden können. Die Gebäudetiefe am östlichen Eckpavillon mit fünf Achsen Front zu Stadt hin ablesbar. Dieser Bauteil für die Bahnverwaltung bestimmt. Auf den Eckpunkten der Pavillonbauten ehemals Eckakroterien, gekrönte Fabelwesen, wohl in Zinkguß.

Der Kopfbau am Gleisende, ehemals der Bahnpost dienend, ist mit dem Hauptgebäude durch den kolossalen Ausgangsbogen in der Verlängerung des früheren Bahnsteigs verbunden. Dieser Durchgang verputzt, bemalt mit einer original erhaltenen Hochrenaissancedekoration in Grisaille, eine Kartusche bez. AURA AQUA, gußeisernes Abschlußgitter. Nicht mehr überdacht, erscheint die Bahnsteigfront gegenüber der reichen architektonischen Gliederung der Platzfassade karg und zudem durch den polygonalen großflächigen Anbau des „Interimpavillons“ verfremdet. An den westlichen, nicht freistehenden Eckpavillon, den früheren Wartesaal 3. Klasse, anschließend der kurze Trakt des fürstlichen Wartesaals mit seinen Nebenräumen. Dafür ein repräsentativer Zugang mit dem zweigeschossigen zentralisierenden Eckbau, dem westlichen Eckpunkt der Front. Dessen geschlossene Wandflächen vom ehemals westlich anschließenden Bahnsteigteil wie auch der auf die Stadt zuführenden Straße im Blick, daher hier nochmals der Stationsname BADEN. Ehemals Vordach. Über dem Gesims badisches Wappen; das Obergeschoß zum Platz hin als Belvedere erscheinend. Sein kuppeliges Dach in vereinfachter Form wiederhergestellt.

terstützt, knapp bleiben soll, wird auf die Angabe der architektonischen Ordnung und ihrer Einzelheiten verzichtet: im einleitenden Satz der Beschreibung ist von italienischer Hochrenaissance die Rede gewesen, und damit wird summarisch der Formenapparat gekennzeichnet. Es fragt sich, was über diesen Sachverhalt hinaus festgestellt werden müßte. Notwendig erscheint in kunstgeschichtlicher Hinsicht der Fingerzeig auf die Triumphbogenform des Erdgeschosses als Leitmotiv gerade der Bahnhofsbauten im letzten Jahrhundertdrittel und die drei gekoppelten rundbogigen Fenster im Obergeschoß, damals noch durchaus lebendige Tradition in Baden: in der kunstgeschichtlichen Einführung wird darauf einzugehen sein.

Die Bauplastik der Bogenzwickel am Haupteingang und den Galeriearkaden, Eichenlaub und Tannengrün, hat zweifellos ikonologischen Stellenwert. Für die Gestalt des Baues und dessen Thematik erscheint dieses Motiv marginal; es wird zwar abgebildet, nicht jedoch in den Text aufgenommen und bleibt als bedeutungstragendes Element vorerst im Blickfeld des Inventarisators. Die Ornamentierung der Akroterien über den Pilastern der Galerien: Zahn- und Flügelräder sind Bestandteile der seit der Jahrhundertmitte üblichen Allegorisierung des technischen Fortschritts (s.u.). Im Versuch, den Bau möglichst kurz zu beschreiben, sind Unterlassungen unvermeidlich. So ist die Rundbogengliederung des Erdgeschosses an der Bahnsteigseite für die Ausbildung von Fenstertüren, als den Ausgängen zum Bahnsteig, genutzt. Das Foto der Bahnsteigseite erklärt diesen Sachverhalt. Oder: der Anschlußbau des fürstlichen Empfangs ist an der Vorplatzseite mit Kartuschen zwischen den Erdgeschoßfenstern bereichert, ohne daß auf diese Variation des Normalaufnisses hier eingegangen würde. Nicht erwähnt wird ferner, daß die – nicht erhaltenen – Kuppelplattformen beider Eckpavillons betreten werden konnten und offenbar bei spektakulären Anlässen als Aussichtspunkt von den Bediensteten des Bahnhofs benutzt wurden.

Der Ausgang des Bahnhofs, der Empfang für den ankommenden Reisenden, war einer der besonders wichtigen Bauteile. Funktionslos geworden, ist er in seiner aufwendigen Gestalt heute unverständlich. Die stark verblaßte Grisaille-Dekorationsmalerei im Durchgang, Kandelaber in braun-grünen Tönen, darf als original erhaltene Bemalung nicht ungenannt bleiben.

Der auf ein Minimum hin formulierte Text ist auch hier erweiterungsfähig. Ergänzend z.B. für den fürstlichen Eingang: In den Zwickeln Putti mit Attributen von Krieg und Frieden (Schwert und Adler, Rosen und Palme), ein Cartellino darüber bez. GERECHTIGKEIT IST MACHT. Die Thematik berührt sich mit der des fürstlichen Wartesaals.



12 SCHALTERHALLE des Bahnhofs, Fassadendetail im Erdgeschoß, 1987. Einfassung eines Rundfensters rechts vom Haupteportal; Blick nach Süden.



13 SCHALTERHALLE, 1988; *Blick nach Süden auf den Fahrkartenschalter; rechts der Durchgang zum ehemaligen Bahnsteig.*



14 SCHALTERHALLE, 1988; *Blick nach Osten auf den Eingang der Gepäckabfertigung (Mitte) – darüber das Wandbild der Minerva – und in den östlichen Wandelgang.*

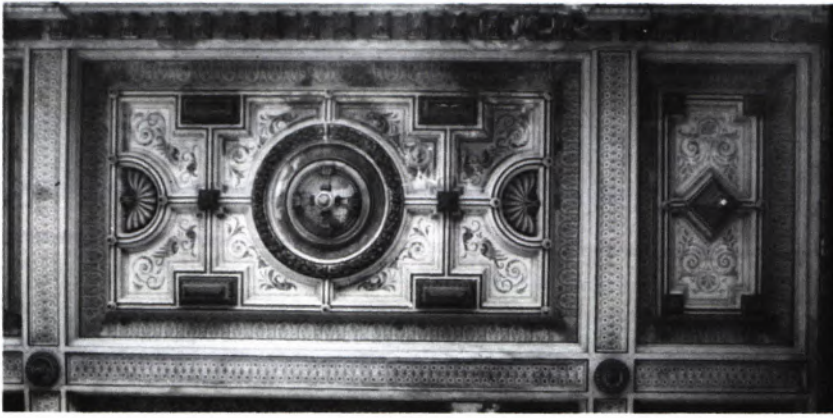
Inneres: Im Inneren sind die wichtigsten Räume annähernd noch im alten Ausbau erhalten: räumlich am anspruchsvollsten die quadratische, über zwei Geschosse reichende Schalterhalle, in ihrer Gliederung dem Wandaufbau des Äußeren genau entsprechend. Der obere Abschluß nur mit Flachdecke, diese als reich stukkierte Kassettendecke zu neun Feldern gebildet. Platzseitig Durchgänge zu den Wandelgängen; der dem Haupteingang gegenüberliegende Bogen mit ursprünglichem, hölzernem Einbau des Fahrkartenschalters. Seitlich davon die Zugänge zum ehemaligen Wartesaal 1./2. Klasse und zum Bahnsteig. Der originale Fußboden aus Mettlacher Fliesen mit mittlerer, ein Mosaikbild imitierender Rosette, teilweise erneuert. Reiche dekorative Ausmalung in Temperamalerei, mit Leimfarbe bzw. Ölfirnis nachträglich überfaßt; Schlagmetall-Vergoldungen. Große Teile der unteren Wandflächen mit Dispersionsfarben überstrichen. Ausmalung: Grottesken der Blendarkaden in Ocker, Rot und Blau, Fruchtkränze in natürlichen Farben, teils vergoldeter Stuck. Neben Drachenmotiven in den Zwickeln der großen Bögen wenige figürliche Darstellungen: Seitlich der Uhr des Kartenschalters zwei Putti mit Hinweisen auf Zeit, Warten und Reisen. In den oberen seitlichen Bogenfeldern monumentale, von Ädikulen hinterfangene Standfiguren: Minerva als Beschützerin auch der technischen Wissenschaften und gegenüber Vulkan (?) als Verkörperung des industriellen Fleißes, die Figuren Raffaelscher Auffassung angenähert. Der Innenausbau mit Türen und Fenstern hier wie im übrigen Bau weitgehend bauzeitgleich. Ursprünglich Gasbeleuchtung.

Die anschließenden Innenräume z.T. mit erhaltenem originalestem Ausbau: Fliesen und Kassettendecken in den Wandelgängen, Wandgliederung und schwere Felderdecke im ehemaligen Wartesaal 1. und 2. Klasse westlich der Halle (heute Restaurant); die originale

Halle: Daß die Vorstellung der überkuppelten Eingangshalle wegen der Ausführung des Dachstuhls in Holz sich nur im Bild des Außenbaues, nicht aber im Innern äußert, rundet das Erscheinungsbild des Bahnhofes ab. Im Inventartext wird mit dem Hinweis „nur“ Flachdecke darauf angespielt.

Es scheint, daß die meisten Profile und Voluten in Stuck gebildet sind. Da sich dieses im Zug der Inventarisierung nicht ermitteln ließ, bleibt diese Frage unberührt. Auch für die Ausmalung werden nur dominante Züge genannt, z. B. nicht die Schablonenmalerei in roten Tönen auf den Deckenbalken, die braun-gelben Grottesken in den Deckenfeldern. Attribute der Putti sind Stundenglas und Pelzmütze, Reisetasche und Wanderstock. Minerva in rotem Gewand, mit Eule und Speer, dazu Putten mit Bauplan und Zirkel, Zahnrad und Fliehkörper: hier demnach als Patronin des Hoch- und Maschinenbaus zu verstehen (vgl. die technische Ornamentik auf den Akroterien). Vulkan in blauem Gewand, seine Putten mit Gießkelle und Zahnrad, Schild und Amboß gegeben. Entwurf und Ausführung der Malerei sind nicht mit Künstlernamen zu belegen. Auch wenn die heutige Blankverglasung nicht mehr die ursprüngliche ist, wird eine farbige Verglasung der Halle nicht anzunehmen sein, da allgemein auf helle Bahnhofsräume geachtet wurde. Doch nur eine ehemalige Farbverglasung würde eigens erwähnt werden.

Restaurant: Große Rosette für den ehemaligen Kronleuchter; hier gemalte Wappen nachgewiesen (Untersuchungsbericht von A. Panowski vom 19. 1. 1980; im Stadtbauamt Baden-Baden). Die Anordnung der Toiletten – nämlich teils separat für den Wartesaal der 1./2. Klasse, teils vom Wandelgang und



15 SCHALTERHALLE, 1987; Ausschnitt aus dem Deckenstück.

Raumfassung auch hier übergangen. Hinter diesem Wartesaal früher die Toilettenanlagen des Bahnhofs. Das Innere des Wartesaals 3. Klasse in jüngerer Zeit verkleidet. Die an die Schalterhalle östlich anschließenden Räume für die Gepäckabfertigung reichlich bemessen; ursprünglich vorhandene hölzerne Galerien entfernt. Die Innenräume der Bahn- und Postverwaltung in den östlichen Kopfbauten nüchtern und geringfügig umgebaut.

Der Zentralraum des fürstlichen Eingangsbaues in klarer Hochrenaissancegliederung und korinthischer Ordnung; Flachdecke, ehemals reiche Vergoldungen und Kronleuchter in der Mitte des Stuckkranzes. Die Wandfassung modern (Malerei überstrichen). Das Obergeschoß (s.o.) darüber nur über den Dachraum zugänglich. Zum Bahnsteig hin der frühere fürstliche Wartesaal (Spielhalle), westlich daneben schmaler Raum, ehemals für das Gefolge (gemalte Wand- und Deckengliederung hier nachgewiesen).

Der quadratische und hohe Wartesaal für fürstliche Personen in seiner vornehmen Ausstattung insgesamt wohl erhalten und allein durch eine neue Türverbindung zum östlich anschließenden Raum (ehemals Zimmer des Fahrpersonals) gestört; die umlaufende Vertäfelung daher hier unterbrochen. In den Flächen des Getäfels Brandmalerei als Imitation farbiger Intarsien: kleine Standfiguren als Verkörperung (fürstlicher) Tugenden. Parkettfußboden, reich stuckiert die oberen Wandflächen und die Decke, deren üppige Farbfassung übergangen. Ehemals ein Ofen in der Nordwestecke. Im Obergeschoß die Wohnung für den Restaurantpächter.

Würdigung

Der Bahnhofsneubau von 1892, nach Meinung von Zeitstimmen einer der elegantesten des damaligen Deutschen Reiches, entspricht mit seinem zur Größe der Stadt außergewöhnlich stattlichen Zuschnitt dem gesellschaftlichen Rang des Kurortes und seinem Erscheinungsbild. Der Plan einer festlich-repräsentativen Bahnhofsfrent ließ sich in der örtlichen Situation nur durch die Wiederaufnahme der mit Bau I gewählten Seitenlage verwirklichen.

Die im 3. Viertel des 19. Jahrhunderts für Bahnhöfe übliche schloßartige Disposition mit zentraler Mittelhalle ist hier mit einem späten Beispiel vertreten. Konservativ in der Baugesinnung ist auch die Verwendung der Hochrenaissanceformen, doch auch der Verzicht auf das Pathos geschoßübergreifender Bogenformen, von dem eine Reihe gleichzeitiger Großstadtbahnhöfe lebt.

dem Bahnsteig aus erreichbar, aber unzugänglich vom Wartesaal der dritten Klasse her – geht aus dem Grundriß hervor. Daß dieser Bereich heute für die Küche des Restaurants genutzt ist und die Toiletten in den ehemaligen Heizungskeller verlegt wurden, bleibt für die Beschreibung unerheblich. Im Rahmen der Baugeschichte wurden diese Umbaumaßnahmen summarisch erwähnt.

Vielleicht wird jemand das Ausklingen der 60er Jahre, das sich in der Innendekoration des Spielsalons im ehemaligen Wartesaal 3. Klasse äußert, für beschreibenswert halten. Unbefriedigend ist dieser zeltähnlich gestaltete Raum nicht nur von der Wand- und Deckenverkleidung her, sondern auch wegen seines Eingangsschalters und dem neuen Treppenabgang in den Keller. Die mangelnde Qualität einer Veränderung oder Zutat dürfte immer noch Grund genug sein, sie mit Schweigen zu übergehen. Mit dem irreversiblen Eingriff in die historische Substanz verhält es sich anders: trifft dieser entscheidende Züge des Bauwerks, wie es hier mit dem Verlust der Bahnsteighallen z. B. der Fall ist, muß er genannt werden.

Die Tugenden sind durch ihre Attribute ausgewiesen (daß sich in der auffälligen und ausschließlichen Betonung der Tugenden im fürstlichen Bahnhofsteil liberaler Geist äußert, ist kaum zu übersehen, bleibt aber in unserem Zusammenhang ohne Belang).

(Würdigung)

Einen Abschnitt „Würdigung“ der Beschreibung anzuschließen, sollte nicht die Regel sein, sondern sich auf wichtige Bauten beschränken. In diesem letzten Abschnitt werden die Züge des Baues (nochmals) benannt werden, die die Einordnung des Bauwerks in der kunstgeschichtlichen Einführung (s.u.) begründen, so die Wahl der Stilmittel oder auch die Richtung seiner Ikonologie. Selbstverständliches muß nicht wiederholt werden. So hatten eine ganze Anzahl der „besseren“ Bahnhöfe im vorigen Jahrhundert einen separaten, architektonisch auch im Außenbau betonten Bereich für hohe und höchste Herrschaften. Zum Teil sind diese Räume in den Bahnhöfen noch vorhanden.

Interessant bleiben die Einzelleistungen, die um so mehr Gewicht erhalten, je seltener – und das trifft auch auf den Bahnhof von Baden-Baden zu – der Bautypus in kaum veränderter Erscheinung geworden ist. Dieser Umstand könnte zu dem Schluß verleiten, eine ganz außergewöhnliche Leistung damaliger Zeit vor sich zu haben. Tatsächlich aber ist die Verlustra-

Diese Absicht zu kultivierter Repräsentation vermeidet auch die im gleichen Jahrzehnt üblich werdende asymmetrische Bahnhofsfassade – ein Zug zum Malerischen ist allenfalls in dem Auswägen der Baumassen (Ausgangstor, Fürsteneingang, ehemalige Bahnsteighalle als Anbauten an das zentrale Empfangsgebäude) festzustellen. Der Großzügigkeit in der Wahl der Stilmittel und des Materials entspricht die der inneren Abmessungen und Funktionen bis hin zur angemessenen, reichlich ausgelegten Gepäckabfertigung. Die Bestimmung des Baues und seiner Teile äußert sich in Architektur und inhaltlich deutlicher Bauzier: würdiger Empfang und Abschied für den Reisenden, der sich den im Großherzogtum Baden geförderten Wohltaten der (Eisenbahn-)Technik anvertraut, standesgemäße Begrüßung der Fürsten, Einführung des Ankommenden in die gehobene Welt von AURA AQUA, Baden-Baden.

te durch Modernisierungen, Kriegsschäden und veränderte Instandsetzungen so hoch, daß Bahnhöfe des späten 19. Jahrhunderts in ihrem ursprünglichen Innenausbau nunmehr selten geworden sind: Ein Vergleich mit großstädtischen Bahnhöfen dieser Zeit belegt das insgesamt hohe Niveau der ursprünglichen Ausgestaltungen (vgl. Lit. 4). Es fragt sich, ob der Seltenheitswert, da er außerhalb der eigentlichen Qualitäten des Bauwerks liegt, in einer Würdigung zu berühren ist. Teil des Denkmalwertes ist er in jedem Fall. Für diese Frage wird abschließend auf die bisher ausgesparte kunstgeschichtliche Einführung zurückgegriffen werden müssen, da in ihr die Stellung der Einzeldenkmale als Zeugnisse und Exponenten kunstlandschaftlicher Situationen wie auch der Bauaufgabe zur Sprache kommt.

In ihr wäre auszuführen, daß in Baden-Baden nach den Leistungen der Jahrhundertmitte um 1860 baugeschichtlich ein neuer Abschnitt beginnt: er äußert sich mit dem Neurenaissancebau des Theaters (1862, Ch. Coulteau), dem Friedrichsbad (1869/77, Dernfeld) und noch dem Augustabad (1890, abgegangen) wie auch anderen spätklassizistischen und neubarocken Bauten von weltläufigem Zuschnitt. Um 1890 setzt eine Serie von Hotelbauten (z. B. Goldenes Kreuz, 1893) ein, deren opulente neubarocke Architektur die angenehme Seite des Kuraufenthaltes hervorkehrt. Wie sehr die Wahl des Stiles in der Bauaufgabe verankert war, wird an den gleichzeitigen Karlsruher Villenbauten G. Zieglers (vgl. Lit. 5) in „deutscher Renaissance“ deutlich: Verglichen mit diesen Privatbauten steht die Ausgewogenheit, die Würde der wohleingeführten italienischen Renaissance dem Bahnhof wohl an. Mit einigen Motiven (u. a. Dreierarkatur) greift Heinrich, der Verfasser des Entwurfs, auf das klassisch gewordene Repertoire des Rundbogenstils von H. Hübsch zurück, vielleicht eben um dieses regional gefärbten Zuges willen; der Bahnhof wird in dieser Hinsicht auch zum Zeugnis einer räumlich begrenzten Entwicklung. Daß sich damit zugleich eine Generationsfrage dieser beiden Architekten des Bahnhofs – über ihr Lebenswerk ist kaum etwas bekannt – äußert, kann nur vermutet werden.

Der repräsentative Anspruch des Bahnhofs Baden-Baden ist zum einen aus seiner Einbindung in eine der grundlegenden Dispositionen des Bahnhofsbaus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erwachsen, zum anderen in den gesellschafts-



16 FÜRSTLICHER WARTERAUM, 1988;
Blick nach Osten auf die Stuckierung des Deckenbereichs.



17 FÜRSTLICHER WARTERAUM, 1988. Blick nach Westen auf die Verbindungstür zum ehemaligen Raum für das Gefolge.

politischen Bezügen des „Weltbades“ begründet. Ihn mit den (veränderten) Großbahnhöfen, etwa von Braunschweig (schon 1846) und Mannheim, zu vergleichen, erweist ihn in seiner symmetrischen Massengruppierung als deren – bemerkenswert wohlherhaltenen – kleineren Verwandten, kleiner u.a. in der Geschoßhöhe und feiner in manchem Detail. In seiner Ausdehnung geringer als z. B. der Bahnhof des wichtigen Knotenpunktes Offenburg, übertrifft er diesen bei weitem vom architektonischen Aufwand her und stellt sich auch darin deutlich den Großbahnhöfen zur Seite. Der Vergleich mündet in die Feststellung, daß der Bahnhof in Baden-Baden, wie überhaupt dort die Architektur der letzten drei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, sich an das architektonische Bild in den großen Städten und Residenzen Deutschlands anschließt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts sind Bahnhöfe das neuzeitliche Eingangstor, der festliche Empfang der Stadt, und besonders die großstädtischen Bahnhöfe der Jahrhundertwende, bereits die zweite Generation dieser Bauaufgabe, spiegeln das Selbstverständnis dieser Städte in einer bislang kaum ausgeloteten Wechselbeziehung des städtebaulichen Anspruchs mit der individuellen architektonischen Lösung. Das Inventar wird, über seinen Auftrag – die nüchterne Bestandsaufnahme des Faktischen – hinaus, die Umrisse dieses Wechselspiels von stadttypischer und landesweiter Architekturszenarie allenfalls andeuten können, aber wie in allen seinen Ergebnissen stellt es das Material für weiterführende Arbeiten bereit.

Literatur:

1. Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, bearbeitet von Emil Lacroix und Heinrich Niester (Die Kunstdenkmäler Badens, herausgegeben im Auftrag des badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts, 11., Stadtkreis Baden-Baden, 1. Abteilung), Karlsruhe 1942, 18.
2. Vgl.: *Schöne Häuser in Baden-Baden* aus dem 19./20. Jh. Eine Ausstellung der Stadtverwaltung Baden-Baden 1976, Katalog der Ausstellung.
3. Hussedörfer, Rainer, Die neuen Fenster im Stuttgarter Hauptbahnhof – Fehlentscheidung oder Präzedenzfall? in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes* 5, 1976, 156–157.
4. Vgl. z. B. Schmidt, Eduard, *Empfangsgebäude der Bahnhöfe* (Handbuch der Architektur 4, 2. Halbband, Heft 4), Leipzig 1911. – Krings, Ulrich, *Bahnhofsarchitektur. Deutsche Großbahnhöfe des Historismus* (Studien zu Kunst des 19. Jhs. 46), München 1985, 67–82.
5. *Architektonische Rundschau* 5. 1889, H. 8, Taf. 59 (Villen von G. Ziegler, Karlsruhe).

*Dr. Peter Findeisen
LDA · Referat Inventarisatoin
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*

Leo Schmidt: Großes Inventar und Mietshausarchitektur der Kaiserzeit (1871–1918)

Großinventare haben geläufigerweise die Form einer Ansammlung von monographischen Darstellungen einzelner Objekte; eine Form aus der „glücklichen“ alten Zeit, die nur wenige singuläre Denkmale akzeptierte: Kirche, Schloß, Rathaus. Problematisch wird die Anwendung dieser Form, wenn sie Denkmalgattungen gerecht werden soll, die gerade nicht aus singulären Erscheinungen bestehen, sondern aus Objekten, deren Denkmaleigenschaft nicht zuletzt daraus erwächst, daß ein Kontext von vergleichbaren Bauten existiert. In besonderem Maße trifft das für die Mietshausarchitektur der Kaiserzeit zu, jene oft wegen ihrer vermeintlichen Monotonie geschmähte Architekturgattung, die – gerade in größeren Städten – straßen- und stadtviertelweise auftritt und die Denkmallisten füllt. Mit Bauten dieser Art ist das herkömmliche Großinventar überfordert; so vermag etwa das Inventar Mannheim, 1984 erschienen, zu einem durchschnittlichen Bau der Kaiserzeit nicht mehr zu sagen als etwa: „Viergeschossiges Wohn- und Geschäftshaus. Fassade gelbe Verblendklinker. Gliederungen und Fensterumrahmungen roter Sandstein. Entlastungsbögen im 1. und 2. Obergeschoß Verblendklinker. Um 1898“.

Wie könnte ein Inventarkonzept aussehen, das den Massen der kaiserzeitlichen Mietshausarchitektur gewachsen ist und ihre Aussagekraft als Denkmalgattung nachvollziehbar macht? Machen wir die Probe aufs Exempel an einem alltäglichen Bau der Jahrhundertwen-

de, dem Haus Eschholzstraße 37 im Freiburger Stadtviertel Stühlinger: Ein unauffälliges Objekt, dem man als Passant kaum einen zweiten Blick widmen würde (Abb. 1).

Der Entwurf der Denkmalliste für den Stadtteil Stühlinger (Stand 1983, bearbeitet vom Verf.) wirft für das Haus folgenden Text aus:

„Eschholzstraße 37, Lgb. Nr. 3333

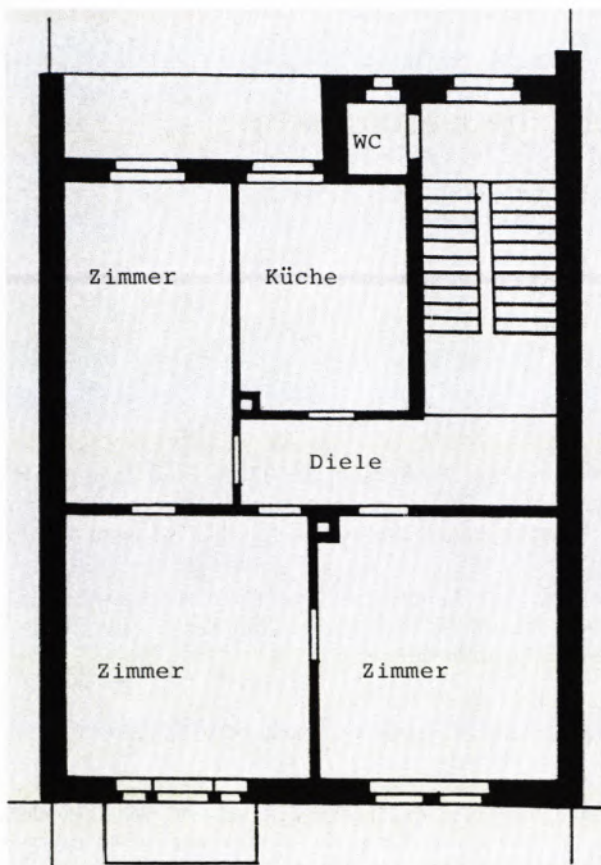
Dreigeschossiges Wohnhaus, erbaut 1903/04 von dem Architekten G. Mosauer.

Die Eschholzstraße wird geprägt von einer Anzahl von Wohnbauten, die innerhalb kürzester Zeit, um 1903/04, entstanden sind, und die stilistisch eine Zwischenstellung einnehmen zwischen den von Renaissance-Formen geprägten, streng gegliederten Stein-/Klinker-Fassaden der wenige Jahre älteren Guntramstraße und den freier und individueller entworfenen Bauten des Späthistorismus und des Jugendstils, die im Stühlinger erst um 1905 geläufig wurden. Die Zugehörigkeit zu dieser Phase der Umorientierung wird erkennbar daran, daß einerseits noch die Stein-/Klinker-Fassade beibehalten wird, andererseits aber auf den vorher dazugehörenden Gliederungsrastrer mit Profilen, Gesimsen und Renaissancefenstern verzichtet wird; in den Formen der Fensterrahmungen kündigt sich meist schon eine freiere Auffassung an.

Wegen der Aussagekraft für die Entwicklung der Architekturstile im Stühlinger, die der Bau im Zusammenhang mit seinen gleichartigen Nachbarhäusern besitzt, besteht an seiner Erhaltung aus wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse.“



1 GESCHLOSSENE HÄUSERZEILE entlang der Ostseite der Eschholzstraße im Freiburger Stadtteil Stühlinger. Rechts das Haus Nr. 37.



2 ESCHHOLZSTRASSE 37, Grundriß des 1. Obergeschosses.

Im Vergleich mit dem Zitat aus dem Mannheimer Inventar fällt auf, daß der Listentext ungleich ausführlicher ist. Individuell auf das Haus bezogen ist jedoch nur der erste Absatz, der Baudatum und Architekt nennt. Der Rest des Textes ist ein Versatzstück, das wortgleich bei einer Anzahl von Nachbarbauten wiederkehrt. Die damit vorgenommene skizzenhafte Einordnung dient dem primären Auftrag des Listentextes, *einen* von u. U. mehreren denkbaren Gründen für die Einschätzung als Kulturdenkmal zu benennen.

Der Listentext, der schon nach den ersten Worten den eigentlichen Gegenstand – das Haus Eschholzstraße 37 – zu verlassen scheint und sich mit den Charakteristika einer ganzen Gruppe von Bauten und ihren Beziehungen untereinander beschäftigt, weist damit einen auch für das Inventar aussichtsreichen Weg: Die Darstellung der kunstgeschichtlichen, topographischen, historischen und typologischen Zusammenhänge muß sich vom Einzelobjekt lösen.

Die erste Stufe einer Bearbeitung aber ist das Sammeln von Informationen über das Haus und seine Nachbarn: Merkmale der Fassade, Grundrißanlage, Baudaten, Namen von Architekten und Bauherrn. Unverzichtbar sind Innenbegehungen, bei denen der Grad der Erhaltung der historischen Substanz festgehalten und die innere Gestaltung dokumentiert wird.

Die nächste Stufe ist die Strukturierung des so gesammelten Rohmaterials. Beim Vergleich der Baupläne fällt schnell auf (Abb. 2), daß die Bauten immer wieder nach dem gleichen Grundmuster organisiert sind: In jedem Geschosß eine abgeschlossene Wohnung, jeweils mit 2 (seltener mit 3) Haupträumen zur Straße; ein wei-

terer Raum an der Hausrückseite besitzt einen eingezogenen Balkon; daneben liegen die Küche und das aus der Rückfront vortretende Treppenhaus; der Abort liegt auf halber Treppe.

Auch die Fassadengestaltung weist Bezüge zu den Nachbarbauten auf. Auffällig ist die vorherrschende Verwendung von Gliederungselementen aus Stein vor verklinkerter Fassadenfläche in den Obergeschossen, kombiniert mit rustiziertem Erdgeschoß. Individuell sind die Ornamente der Fenster- und Türrahmungen: Am Oberlicht des Hauseingangs fallen sogar Bossen von unvollendeter Bauplastik auf, wo man bei einem Bau dieser Kategorie nur vorgefertigte Gußsteinornamente erwartet hätte. Bemerkenswert ist auch das etwas unvermittelte Gegenüber von floralen und geometrischen Jugendstilornamenten vor der historistisch geprägten Grundanordnung der Fassade.

An diesem Punkt können die zum Einzelobjekt gesammelten Daten etwa in folgender Weise zusammengefaßt werden:

„Eschholzstraße 37, Lgb. Nr. 3333

3-g. Mehrfamilienhaus in geschlossener Bebauung, erb. 1903/04, Arch. Gustav Mosauer. Stein-/Klinker-Fassade nach historistischem Grundmuster, zeittypisch abgewandelt: Fenstergewände in teils abstrakten, teils floralen Jugendstilformen; Klinkerflächen ungegliedert. Am Oberlicht des Hauseingangs Bossen von unvollendeter Bauplastik.

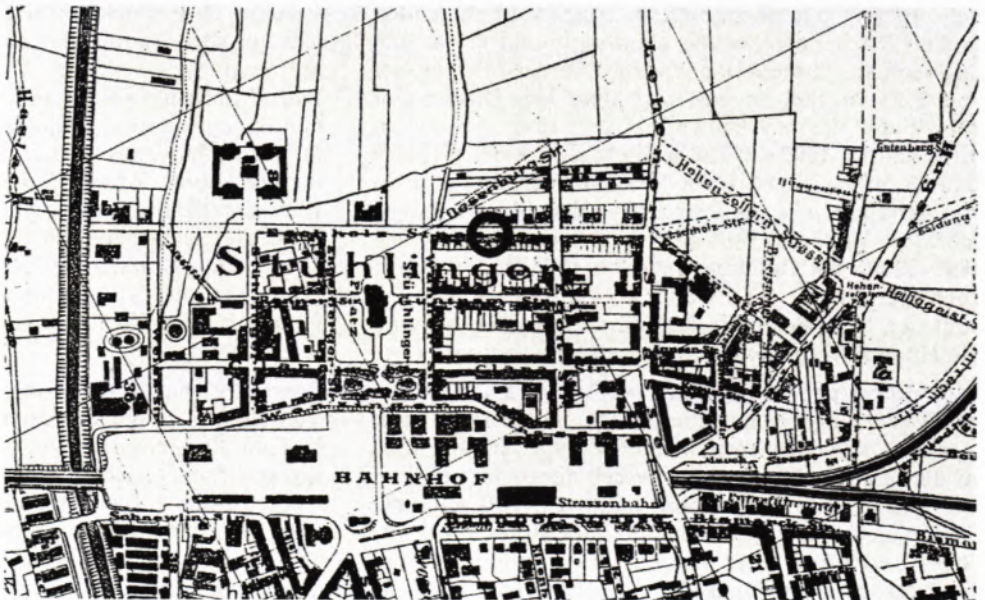
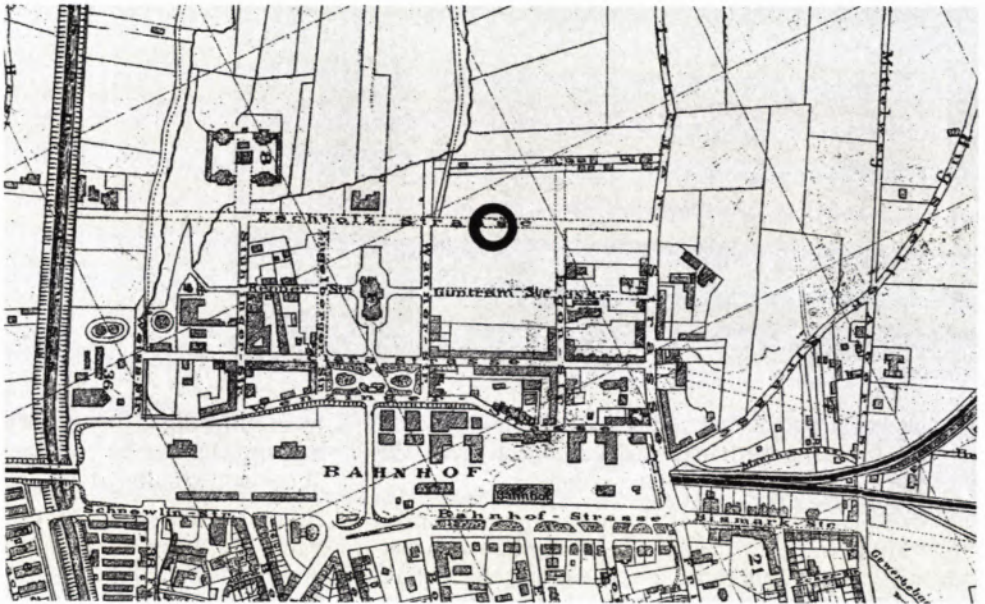
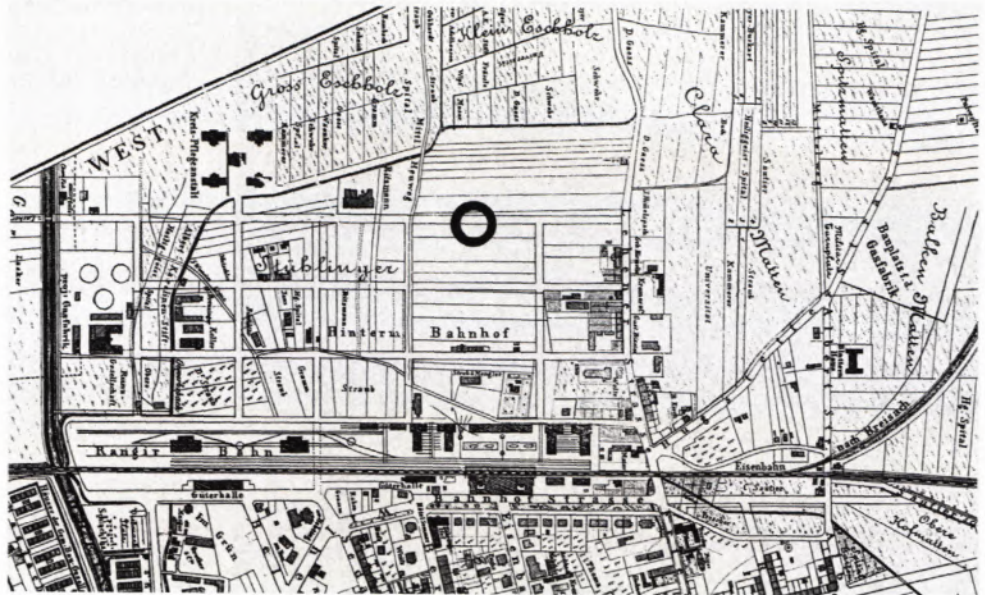
3-Zimmer-Standardgrundriß der geschlossenen Bauweise mit 1 Wohnung je Geschosß.

Bauakte: TBA FR“

Im Vergleich zum Mannheimer Textbeispiel scheint damit nicht viel gewonnen zu sein. Zwar werden konkrete Daten und Namen genannt, und Angaben über Grundriß und stilistische Einordnung gemacht. Doch das genauere Hinsehen und das Vergleichen mit den Nachbarbauten hat nur Fragen aufgeworfen, die im Text zu einem Einzelobjekt nicht zu diskutieren sind. Was bedingt den immer wiederkehrenden Grundriß, was bedingt die nach Individualität strebende, kurios gemischte Fassadengestaltung?

Eine Erweiterung des Blickfeldes auf das ganze Stadtviertel Stühlinger wird notwendig. Die Abfolge von Stadtplänen aus den Jahren 1850, 1875, 1885, 1895 und 1905 klärt die Entwicklungsgeschichte des Gebietes (Abb. 3 bis 5). 1850 noch idyllisches Garten- und Ackerland auf der stadtabgewandten Seite der neuen Eisenbahnlinie, weist der Bereich 1875 bereits zahlreiche Niederlassungen von Manufakturen und anderen Industriebetrieben auf; die neue Gasfabrik ist bereits projektiert, und ein eingezeichnetes Straßenraster zeigt die Absichten der Stadtplaner, hier ein neues Stadtviertel entstehen zu lassen. In diesem Viertel mit dem ebenso sprechenden wie unattraktiven Namen „Hinterm Bahnhof“ (der alte Gewann-Name Stühlinger wird daneben erwähnt) verläuft die Entwicklung anfangs zögernd; 1885 zeigt der Stadtplan nur eine erste zusammenhängende Häuserzeile in der der Bahn zunächstliegenden Klarastraße. Dem Viertel ist – das macht auch die städtische Bauordnung mit ihren stadtviertel- und straßenweise sehr unterschiedlichen Bestimmungen deutlich – die Funktion zugeordnet, die in der Stadt verbleibenden Gewerbe- und Industriebetriebe sowie die zugehörige Arbeiterschaft aufzunehmen. Im Kontrast dazu stehen die ausgedehnten, durchgrünt und villenartig bebau-

3-5 DIE ENTWICK-
LUNG des Stadtviertels
Stühlinger in den Frei-
burger Stadtplänen von
1875, 1895 und 1905.
Kreis: Lage des Hauses
Eschholzstraße 37.





6-8 TYPISCHE HÄUSER der Klarastraße (be-
baut ca. 1880-1885) und der Guntramstraße (be-
baut ca. 1895-1900) im Vergleich mit dem Haus
Eschholzstraße 37 (erbaut 1903/04).

ten Gebiete nördlich und südlich der Altstadt, aus denen jede Industrie verdrängt wird, damit sich hier wohlhabende Neubürger niederlassen können.

Der Stadtplan von 1885 hinkt in einem entscheidenden Punkt hinter der Entwicklung her: Im selben Jahr entsteht die große Eisenbrücke, die das hinter der Bahnlinie abgekoppelte Viertel mit dem Innenstadtbereich verbindet. Die Brücke wiederum bildet eine städtebauliche Einheit mit einem dieselbe Achse aufnehmenden großen Kirchenprojekt, das als Mittelpunkt in das öde Straßenraster hineingeplant wird. Die Ausführung der von Max Meckel entworfenen Herz-Jesu-Kirche gibt dem Viertel die entscheidende Aufwertung; parallel zu ihrer Bauzeit 1892-1897 füllt die Initiative der privaten Bauherren das angrenzende Straßenraster, und zwar in von der Bahnlinie aus fortschreitenden Erschließungsschritten. Zunächst füllt sich die Klarastraße, dann - 1895-1900 - die Guntramstraße; bis 1905 ist schließlich auch die Ostseite der Eschholzstraße durchgehend bebaut. An ihrer Westseite, bebaut ab ca. 1904, besitzen die Häuser schließlich sogar Vorgärten.

Die Aufwertung des Viertels äußert sich nicht nur in der Beschleunigung der Bauentwicklung, sondern auch in der Qualität der entstehenden Bauten. Im Kontrast zu den älteren, kleinen und bescheidenen Häusern an der Ostseite der Klarastraße (Abb. 6 bis 8) sind die Häuser in der Guntram- und Eschholzstraße nicht nur höher und haben mehr Grundfläche, sondern sie sind auch anspruchsvoller gestaltet. Sie orientieren sich - je-

weils mit einigen Jahren Zeitverzögerung - an der Formensprache der bürgerlichen Wohnarchitektur in den „besseren“ Stadtvierteln.

An dieser Stelle muß die Frage nach den am Bau beteiligten Personen aufgeworfen werden. Die Bauakten und die Adreßbücher zeigen, daß keine großen Spekulationsfirmen beteiligt waren (diese waren wohl mit den lukrativen bürgerlichen Wohnbauten voll ausgelastet), sondern daß überwiegend Handwerksmeister, vor allem aus den Sparten des Baugewerbes, als Bauherren auftreten. Sie errichteten die Bauten teils zum eigenen Bedarf, teils um sie im Rahmen einer eher bescheidenen Bauspekulation nach Fertigstellung an Angehörige ihrer Schicht - etwa Bäcker- oder Metzgermeister - weiterzuverkaufen. Absatzschwierigkeiten gab es nicht; die Einwohnerstatistiken der Jahre 1895, 1900 und 1905 belegen die Nachfrage nach Wohnraum in diesem Gebiet. Jedes Zimmer hatte im Schnitt zwei Bewohner; der Bauboom dieses Jahrzehnts vermochte gerade nur knapp mit dem Bevölkerungswachstum Schritt zu halten.

Diese Informationen machen viele Eigenheiten des Viertels und seiner Häuser verständlich. Die kleinbürgerliche Bauherrenschicht, die die Häuser für sich und ihresgleichen errichtet, wird erst aktiv, als das Viertel städtebaulich aufgewertet wird. Obwohl die Bauten bis zum letzten Winkel mit Arbeitern gefüllt sind, hat das Viertel mit den individuell gestalteten Fassaden und den jeweils ein oder zwei deutlich hervorgehobenen



Hauptgeschossen nicht den Charakter einer Arbeitersiedlung. Die Arbeiter, so kann man vermuten, sind vor allem deshalb in den Häusern, weil die Bauherren möglichst hohe Mieteinnahmen erwirtschaften müssen, um die Bauten abzahlen zu können. Die Innengliederung mit den stockwerksweise abgeteilten Wohnungen und den oft auch einzeln vermietbaren Zimmern ist dieser Notwendigkeit angepaßt.

Informationen der hier knapp angedeuteten Art und die zugrundeliegenden Bild- und Schriftquellen müssen den Kernbestand eines Inventars für ein kaiserzeitliches Stadtviertel bilden: Ohne die Klärung ihrer Entstehungsbedingungen wären die Einzelbauten auf ihre oft bescheidenen formalen Qualitäten reduziert, ihr Rang



als materielle Geschichtsquelle würde ignoriert. Andererseits macht erst die Darstellung der Einzelobjekte die Überblicksinformationen nachvollziehbar; darüber hinaus – eine der entscheidenden Qualitäten eines Inventars – erlaubt sie dem Benutzer die Verfolgung eigener Fragestellungen, die der Bearbeiter des Inventars im einzelnen nicht voraussehen kann und auch nicht voraussehen muß.

*Dr. Leo Schmidt
LDA · Referat Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg*

Volker Osteneck: Über den inventarisatorischen Umgang mit der Architektur nach 1945

Oder: Wie alt müssen Kulturdenkmale sein?

Seit etwa 15 Jahren hat sich die Spannbreite dessen, was Kulturdenkmal sein kann, erheblich vergrößert. So gelangten zunächst Zeugnisse der Zeit zwischen 1871 und 1918, also zwischen Gründerzeit und Nach-Jugendstil, der Zeit des „zweiten Kaiserreiches“, in den Rang von Denkmalen, dabei nicht nur Großobjekte wie Kirchen oder öffentliche Bauten, sondern auch Bürgerhäuser und Arbeitersiedlungen. Ganze Straßenzüge und Stadtviertel rückten ins Blickfeld denkmalpflegerischen Interesses. Spiegel dieser Entwicklung sind u. a. zahlreiche Beiträge des Nachrichtenblattes seit 1973.

Als neue untere Zeitgrenze wurde nun allgemein das Jahr 1945 angenommen, so daß zu den Epochen, in deren dinglichem Erbe Kulturdenkmale zu finden sind, auch die zwanziger Jahre und die NS-Zeit zählen, letztere allerdings mit einem gewissen Vorbehalt. Aber – Leser des Nachrichtenblattes werden es bemerkt und zum Teil mit Erstaunen registriert haben – die Tabugrenze 1945 ist inzwischen weitgehend niedrigergerissen, Gebäude der Wiederaufbauzeit und der sogenannten Fünfziger Jahre wurden als Kulturdenkmale bezeichnet. Sollten nun Objekte Denkmalwert besitzen, die jünger sind als ein Großteil der Bevölkerung, entstanden in einer Zeit, die man bewußt miterlebt, z. T. sogar mitgestaltet hat?

Wie alt muß denn ein Gegenstand eigentlich sein, um Kulturdenkmal werden zu können?

Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz nennt als Kriterien für eine Erhaltung im öffentlichen

Interesse wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Gründe. Eine Zeitgrenze wird nicht genannt. In den Denkmalschutzgesetzen anderer Bundesländer findet man nur in denen von Bayern und Rheinland-Pfalz den Zusatz „aus vergangener Zeit“, was immer auch darunter zu verstehen ist. Einzig im Durchführungserlaß zum schleswig-holsteinischen Denkmalschutzgesetz steht konkret: „Ein Kulturdenkmal sollte nicht jünger als 30 Jahre alt sein“, also etwa eine Generation zurückliegen. Anders spricht § 1 des badischen Denkmalschutzgesetzes von 1884 von einer „abgelaufenen Culturperiode“, und ein preußischer Erlaß aus dem Jahre 1904 versucht auf diese Weise, die untere Zeitgrenze anzugeben: „Der Schutz der Denkmalpflege erstreckt sich auf die Werke aller abgeschlossener Kulturepochen. Die letzte dieser Epochen rechnet etwa bis zum Jahre 1870.“ Diese Definition hatte allerdings die Folge, daß noch Jahrzehnte später nur die Jahreszahl 1870 als Grenze ernst genommen wurde, obwohl der Begriff „abgeschlossene Kulturepoche“ fachlich weit mehr überzeugt als ein festes Datum oder eine Zeitspanne. Der Übergang von einer Epoche zur anderen jedoch ist in der Regel fließend, und nur eine auf breitem Wissen beruhende Übersicht über den Entwicklungsgang läßt es zu, Merkmale herauszuarbeiten und gegeneinander abzusetzen, um daraus Kriterien für Kulturdenkmale zu finden. So waren es unabhängig von der Frage nach einer abgeschlossenen Epoche zunächst die Objekte von überragender Bedeutung, die als Kulturdenkmale erkannt wurden, auch wenn sie aus



1 BIBERACH, Haus Mettenberger Weg 17, 1950 zusammen mit dem Nachbarhaus Mettenberger Weg 15 von Hugo Häring errichtet, schon 1970 (2 Jahre vor dem Denkmalschutzgesetz!) als wichtige Werke dieses seit den 20er Jahren hochbedeutenden Architekten in das Denkmälerverzeichnis eingetragen (Foto 1970).

2 STUTTGART, *Geschäftshaus Urbanstraße 28, 1950 von Fritz Wengert und Erich Stoll in Skelettbauweise erstellt. Dieses Versicherungsgebäude ist ein frühes Stuttgarter Beispiel für das Anknüpfen an die Tradition des Neuen Bauens vor 1933 (Foto 1987).*



einer jüngst zurückliegenden Zeit stammten, die als Ganzes noch nicht zu überblicken war und häufig auch recht kritisch beurteilt wurde. In seinem Aufsatz über die Stuttgarter Liederhalle (Nachrichtenblatt 1987, Nr. 2), der gleichzeitig ein Gutachten zur Eintragung dieses Hauptwerks deutscher Architektur und Dekorationskunst in das Denkmalsbuch war, hat Eberhard Grunsky noch weitere Beispiele der Nachkriegsarchitektur in Baden-Württemberg genannt, die z. T. schon seit 1970 als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung gelten.

Auch bei der listenmäßigen Erfassung der Kulturdenkmale wurden Bauten aus jüngster Zeit mit aufgenommen. Um einige Beispiele außerhalb Baden-Württembergs zu nennen, sei hier hingewiesen auf das sogenannte Dreischeibenhaus, 1957–1960 von Hentrich und Petschnigg errichtet, das – ebenso wie das erst

1965–1968 von B. Pfau erbaute Schauspielhaus – 1975 Eingang in das Düsseldorfer Denkmälerverzeichnis fand, auf die 1964 nach einem Entwurf von R. Schwarz fertiggestellte Kirche St. Bonifatius in Forst (1978 im Aachener Denkmälerverzeichnis) und eine ganze Reihe von Nachkriegsbauten in den Topographiebänden von Kassel und Hannover (jeweils 1983 erschienen). Von der Listeninventarisierung unseres Landes nur zwei Ergebnisse: In Freiburg (Listenentwurf 1986 abgeschlossen) finden sich unter rund 1500 Kulturdenkmälern 15, in Stuttgart bei etwas über 2500 Kulturdenkmälern 28 Bauten aus der Nachkriegszeit (vgl. auch Beitrag von J. Fekete 1987, siehe Lit.).

Etwas zurückhaltender nähern sich Autoren von Großinventaren der Nachkriegsarchitektur. Wiederaufbauten kriegszerstörter (ehemals) denkmalwerter Vorgän-

3 STUTTGART, *Königstraße 9, Königin-Olga-Bau. Diesem dreiflügeligen, als Stahlskelettkonstruktion errichteten und mit Werksteinfassaden verkleideten Gebäude liegen Pläne von Paul Schmitthenner und Erich Hengerer, 1951, zugrunde. Es ist ein charakteristisches Beispiel für das Bauen der konservativ ausgerichteten Stuttgarter Schule nach 1945 im Zuge des Wiederaufbaus von Stuttgarts zerstörter Altstadt (Foto 1979).*





4 FREIBURG; die Tankstelle mit Pavillon und Wartungshalle, Zähringerstraße 40, 1951 von Schelkes, ist eine Stahlbetonskelett-Konstruktion mit den für die Zeit so charakteristischen dünnen Gliedern (die Kante des Tankstellendaches ist verkleidet). Der Pavillon mit seinen trapezförmigen Strebepfeilern verbreitert sich nach oben zu (Foto 1983).



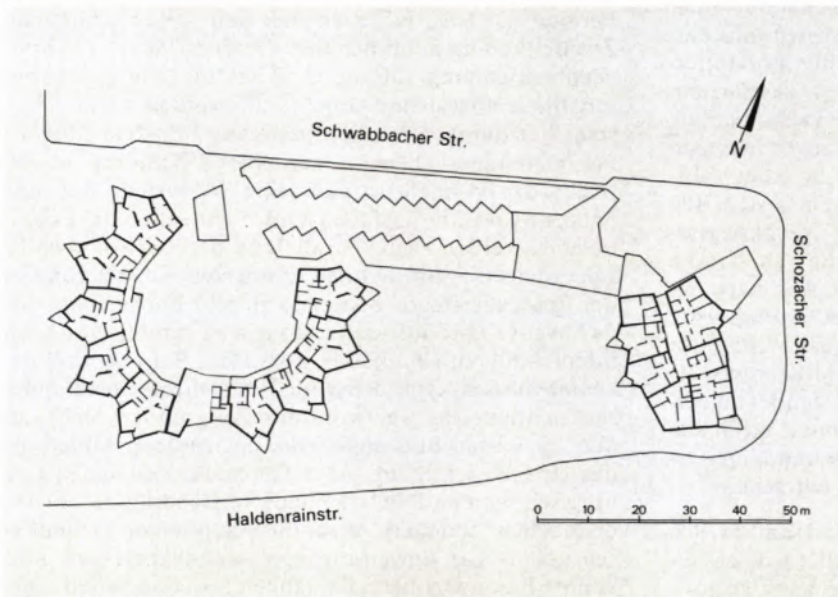
5 FREIBURG, Friedrichstraße 39, 1954 vom Sonderbauamt Freiburg errichtetes Hauptquartier der Französischen Armee. Der Y-förmige Grundriß mit zurückversetztem Eingang, die Stahlbetonskelett-Konstruktion und das völlig verglaste Penthouse charakterisieren dieses eigenwillige Gebäude (Foto 1983).



6 ÜBERLINGEN, Kursaal, 1954 von Architekt Müller-Hauser errichtet. Dieser bis in alle Details original erhaltene Bau zeigt in beeindruckender Weise, wie es der Architekt verstand, mit Formen seiner Zeit auf die historische Umgebung sensibel zu reagieren (der Turm im Hintergrund stammt von der mittelalterlichen Stadtbefestigung), ohne sich anzupassen (Foto 1988).



7
8



9

ger fanden verhältnismäßig rasch Eingang in die Inventare, auch dann, wenn der Neubau mit dem Vorgänger wenig mehr gemeinsam hatte als Platz und Namen und möglicherweise noch einige gerettete Ausstattungsstücke. Meist blieb es da jedoch bei der Erwähnung der Entstehungszeit und des Architekten; vom Bau selbst wurden höchstens einige Merkmale genannt. So heißt es etwa in dem 1982 erschienenen Inventar der Stadt Mannheim (vgl. Lit.), S. 780, im Anschluß an eine fast 12seitige ausführliche Darstellung des abgegangenen alten Nationaltheaters unter der neuen, also auf ein Kulturdenkmal hinweisenden Überschrift „Neues Nationaltheater“: „Lage: Friedrichsring/Goethestr./Hebelstr. 1957 vollendet. Architekt Gerhard Weber.“

Eigenständige Nachkriegsbauten sind – wenn auch selten – dann erwähnt, wenn aufgrund des Architekten oder der vielfachen positiven Wertung in der Literatur, vor allen Dingen in Fachzeitschriften, ein hoher künstlerischer oder architektonischer Rang sicher zu sein scheint.

Eine besondere Art Inventar erschien in der 1955 neu

7 STUTTGART-ZUFFENHAUSEN-ROT, *Wohnanlage Julia*, 1955–59 in Stahlbetonkonstruktion von Hans Scharoun und Wilhelm Frank errichtet. Wie eine vielzackige moderne Plastik schwenkt sich dieses Gebäude um einen hufeisenförmigen Innenhof und bildet mit dem zusammen entstandenen, gleichfalls reich gegliederten 19geschossigen Wohnhochhaus Romeo eine eindrucksvolle Baugruppe von wahrzeichenhaftem Charakter (Foto 1987).

8 GRUNDRISS der Wohnanlage „Romeo und Julia“. (Abb. mit frdl. Genehmigung des Verlags Philipp Reclam jun., Ditzingen.)

9 STUTTGART-DEGERLOCH, *Fernsehturm*, 1954–56 erbaut nach Plänen von Fritz Leonhardt. Klassische Lösung der Bauaufgabe Fernsehturm mit Restaurant und Prototyp für eine ganze Reihe gleichartiger Bauten, neues Wahrzeichen Stuttgarts, seit 1987 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Denkmalsbuch (Foto 1981).

begonnenen Reihe „Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin“. Diese Publikation versteht sich gleichzeitig als Fortsetzung der 1877 vom Berliner Architekten-Verein herausgegebenen Veröffentlichung „Berlin und seine Bauten“, so daß „die zeitliche Begrenzung (so das Vorwort), die sich die deutschen Länder-Inventare früher meist auferlegten, bei Berlin nicht in Betracht kommen kann... Auch aus der allerletzten Zeitspanne des Wiederaufbaus war mindestens das Wichtigste in Kürze zu nennen.“ Leider stockt dieses Inventarunternehmen seit einigen Jahren (bis auf die Beihefte), und seit 1964 erscheint wieder, herausgegeben vom Berliner Architektenverein, „Berlin und seine Bauten“ in einer neuen, auf 10 Teile angelegten Publikation, die sich ausdrücklich als Ergänzung der Inventare versteht.

Ein wichtiger Beitrag zur Diskussion um die Nachkriegsarchitektur ist Band 6 der von der Stadt Köln herausgegebenen Reihe „Stadtspuren – Denkmäler in Köln“, 1986 erschienen (vgl. Literatur) – wichtig deshalb, weil hier die Kölner Stadtkonservatorin Hiltrud Kier mit ihren Mitarbeitern zum ersten Mal versuchte, „qualitätvolle Architektur der fünfziger Jahre“ (so S. 83, S. 184 heißt es dagegen „Baudenkmäler“) einer Großstadt (hier Köln) vollständig aufzulisten und darzustellen und damit ein in sich vernünftig strukturiertes, reiches Vergleichsmaterial vorzulegen, das für entsprechende Arbeiten in anderen Regionen sehr nützlich sein kann. Hiltrud Kier hatte drei Jahre zuvor in einem Aufsatz (vgl. Lit.) auf die „50er Jahre in Köln“ aufmerksam gemacht und stellt hier in ihrem ersten Beitrag die Notwendigkeit heraus, sich der Nachkriegsarchitektur zu widmen, da gerade diese Bauten starken Veränderungen ausgesetzt sein können, was Kier mit eindrucksvollen Vergleichsfotos belegt. Allerdings wäre auf die (S. 16) anklagend gestellte Frage: „Wird es in 100 Jahren in Köln mehr Spuren des Mittelalters als dieser Epoche der 50er Jahre geben?“ folgendes zu entgegnen: Wäre es denn wirklich so schlimm, wenn sieben Jahrhunderte in einer Stadt mehr Spuren hinterlassen haben sollten als nicht einmal zwei Jahrzehnte?

„580 Einzelbauten und 40 Ensembles, insgesamt ca. 900 Objekte“ sind in diesem Buch versammelt, für Kier „erstaunlich wenig“ angesichts der von ihr genannten etwa 90000 Bauten der Nachkriegszeit, von denen allerdings der überwiegende Teil Wohnbauten sind. Sehr aufschlußreich für die Auswahlkriterien wäre die Angabe gewesen, wie viele der Kirchen, Bauten der öffentlichen Hand oder Verwaltungsbauten Eingang in dieses Verzeichnis gefunden haben, doch leider erfahren wir hier-

von nichts. Immerhin erreicht die Anzahl der in Köln für erhaltenswert erachteten Bauten der Nachkriegszeit 10% der 9000 von der Kölner Stadtkonservatorin schon früher postulierten Kulturdenkmale.

Einem ebenfalls von Hiltrud Kier verfaßten Abriß „Städtebauliche Entwicklung der 50er Jahre in Köln“, der die zum Verständnis unbedingt notwendigen stadtplanerischen Voraussetzungen schildert, folgt von Wolfram Hagspiel „Die Architektur der 50er Jahre in Köln – Versuch einer stilistischen Einordnung“, Zeugnis einer intensiven Beschäftigung mit der Architektur dieser Zeit. Hagspiel arbeitet klar verschiedene Stilströmungen dieser Zeit heraus, setzt sie gegeneinander ab und sucht trotzdem in ihnen Vergleichbares zu sehen. Die Architektur der 50er Jahre ist für ihn ein „eigenständiger und in sich geschlossener Abschnitt der Baugeschichte“. „Sie prägt ihre zeitspezifische Handschrift und zeigt stilistische Eigenheiten, die eben nur in dieser Zeit möglich waren.“ Dieser Aussage setzt er dann so viele Relativierungen gegenüber („wichtig ist zu betonen, daß es in den 50er Jahren keinen einheitlichen Stil gab“), nennt Verbindungen zu Bauten früherer Zeit ebenso wie die Verschleifungen mit der nachfolgenden Periode der 60er Jahre, so daß dem Leser schließlich Zweifel kommen, ob der Begriff „50er Jahre“ als Epochenbezeichnung für die Architektur (schon) wissenschaftlich abgesichert angewandt werden kann. Hagspiel hat durch seine Beschäftigung mit dem überaus faszinierenden Thema einen Identifikationsgrad erreicht, der so hoch ist, daß seine Werturteile fast ausnahmslos positiv ausfallen und nicht selten zu Lobeshymnen werden – eine Parallele zu der Zeit vor etwa 15 Jahren, als die sogenannte Gründerzeit entdeckt und in der Entdeckerfreude bisweilen zu sehr hochgelobt wurde? Weiter fällt auf, daß die meisten Bauten nur nach ihrem Äußeren (Baukubus, Fassaden, Baumaterial) bewertet wurden, Grundrisse bleiben weitestgehend unberücksichtigt. Das war wohl aus Zeitgründen nicht anders zu leisten und angesichts des riesigen Materials, das eine Besichtigung jedes Gebäudes von innen fast utopisch werden läßt, durchaus verständlich. Es bleibt dennoch zu bedauern, denn die Analyse von Grundrissen gehört zur Bewertung von Architektur dazu und könnte besonders beim damaligen Sozialen Wohnungsbau zusammen mit der Angabe von qm-Zahlen allzu positive Urteile durchaus relativieren. Dieser Mangel setzt sich auch in dem Verzeichnis fort, das für den oft recht mageren Inhalt (etwa „Augustinerstraße 5/Pipinstraße 7, um 1955, 5 Geschosse, Rasterfassade, Passage“) etwas zu opulent gedruckt ist.



10 STUTTGART,
Landtagsgebäude,
1959–61 von der Staatlichen
Finanzbaubehörde
Baden-Württemberg (Architekten
Erwin Heinle und Horst Linde nach
einem überarbeiteten Entwurf von
Kurt Viertel). Die Stahlbetonskelett-
Konstruktion ist in Bauweise,
in innerer und äußerer Gestaltung
ganz dem Neuen Bauen verpflichtet
(Foto 1986).

11 FELDBERG; die katholische Pfarrkirche „Verklärung Christi“ auf dem Feldberg, 1962/63 von Rainer Disse. Grundriß ist ein diagonal in den Hang gesetztes Quadrat, aus dem die den Bau bestimmenden Dreiecksformen konsequent entwickelt wurden. Die Stellung zum Hang und das tief heruntergezogene Dach mit der weiten Öffnung zum Tal hin erinnern an Schwarzwaldhöfe. Die Kirche ist ein unverwechselbarer Ausdruck ihrer Zeit, ohne landschaftsfremd zu sein (Foto 1985).



Ulrich Krings bleibt in seinem Aufsatz „Der Sakralbau“ etwas distanzierter. Kirchen der Nachkriegszeit brauchen wohl nicht mehr so stark engagierte Fürsprache, um als Kunstwerke zu gelten. Die Unterkapitel „Neu-Interpretation oder bauliche Ergänzung beschädigter oder teilzerstörter Altbauten“, „Neubauten mit Bezug zu Resten kriegszerstörter Altbauten“ und „Neubauten ohne Bezug zu einem Vorgänger“ sind schlüssig und erlauben Vergleiche zu Bauten an anderen Orten. Der Begriff „Notkirche“ ist von Krings allerdings zu weit gefaßt worden. Dieser bezeichnet keine Provisorien, sondern die von Bartning entworfenen und im wesentlichen aus vorgefertigten Holzbindern hergestellten Kirchenbauten, die mit amerikanischen Spenden finanziert wurden, so daß die Gemeinden nur das Fundament und nichttragende Zwischenwände zu errichten brauchten (vgl. Literatur Hartmann). Wichtig ist der ausführliche Abbildungsteil mit historischen Fotos und mit Aufnahmen von Dorothea Heiermann. Wohlthuend sachlich, bilden sie ein gutes, mit Detailfotos angereichertes Vergleichsmaterial.

Ein Band wie der der „Kölner Stadtspuren“ wird von der Inventarisierung des Denkmalamtes in Baden-Württemberg in absehbarer Zeit nicht erstellt werden. Zum einen hat die topographische Unterteilung der Inventarbände aus guten Gründen Vorrang vor Arbeiten an Gattungs- bzw. Epocheninventaren, zum anderen wäre eine solche Übersicht über Bestand, Aktenlage und Literatur, wie sie allem Anschein nach in Köln vorhanden ist, hier noch zu erarbeiten. Ein Schritt auf diesem Weg könnte vielleicht eine Publikation des „Informationszentrums Raum und Bau“ sein, die auf Anregung des Landesdenkmalamtes (vor allem durch E. Grunsky) zur Zeit erstellt wird: Wichtige Bauzeitschriften der Nachkriegszeit (bis 1965) wurden, ebenso wie zeitgenössische architektonische Standardliteratur, auf Bauten aus Baden-Württemberg untersucht, die bibliographischen Hinweise zu diesen Bauten werden topographisch geordnet und durch Architekten- und Sachregister weiter erschlossen, wobei die „Bibliographie zur Architektur im 19. Jahrhundert“ von Waetzoldt anregend war. Es ist zu hoffen, daß eine solche statistische Übersicht ei-

nen ersten Wegweiser durch das reiche Baugeschehen der ersten Nachkriegszeit im Südwesten der Bundesrepublik abgibt und damit für die Inventarisationsarbeit von Nutzen ist.

Literatur:

Werner Durth, Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der 50er Jahre. Schriftenreihe des Deutschen National-Komitees für Denkmalschutz, Band 33, Bonn 1987.

Julius Fekete: Die Michaelskirche in Stuttgart-Sillenbuch von Hans Herkommer. Der katholische Kirchenbau der frühen 50er Jahre in Württemberg. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 16, 1987, Heft 4, Seite 209–214.

Eberhard Grunsky: Zur Denkmalbedeutung der Stuttgarter Liederhalle. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 16, 1987, Heft 2, Seite 91–111 (mit weiterführender Literatur).

Wolfram Hagspiel, Hiltrud Kier, Ulrich Krings: Köln, Architektur der 50er Jahre in historischen Aufnahmen und neuen Fotos von Dorothea Heiermann. Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Band 6, Köln 1986 (mit weiterführender Literatur).

Wolfgang Hartmann: Die Notkirchen von Otto Bartning. Kunst und Kirche 1987, Seite 199–205.

Hiltrud Kier: Die 50er Jahre in Köln. Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 41, 1983, Seite 10–22.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, Stadtkreis Mannheim, bearbeitet von Hans Huth, München 1982.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Liste der Kulturdenkmale A1 – unbewegliche Bau- und Kunstdenkmale, Entwurf, Gemeinde Feldberg, erarbeitet von Wolfgang Kaiser (übergeben 1986); Stadt Freiburg, erarbeitet von Leo Schmidt (übergeben 1986); Stadt Stuttgart, erarbeitet von Judith Breuer, Julius Fekete, Uwe Lohkamp, Thomas Lutz, Richard Strobel (übergeben 1987); Stadt Überlingen, erarbeitet von Michael Goer (übergeben 1986).

StädteTag Nordrhein-Westfalen: Denkmalschutz für Architektur der fünfziger Jahre, abgedruckt in: Denkmalschutz-Informationen 11, 1987, Nr. 5, Seite 59–69 (mit weiterführender Literatur).

Dr. Volker Osteneck

LDA · Referat Inventarisierung

Mörikestraße 12

7000 Stuttgart 1

Günter Eckstein: Meßtechnische Bauüberwachung und Schadensdokumentation an der evangelischen Pfarrkirche St. Stephanus in Mulfingen-Hollenbach, Hohenlohekreis

Ausgangslage

Im Februar 1983 berichtete der ehrenamtliche Kreisbeauftragte für Bau- und Kunstdenkmalspflege, Günter Klein aus Braunsbach, in einem Bericht im Vorfeld einer Außenrenovierung der Pfarrkirche in Hollenbach dem Landesdenkmalamt, daß im Chorbereich außen und innen Senkungsrisse zu sehen seien, und daß vor der Durchführung einer Renovierung eine statische Untersuchung angebracht sei. Weiterhin, daß wertvolle Wandmalereien akut gefährdet seien, daß starke Risse den Wand- wie auch den Deckenputz durchzögen und sich an mehreren Stellen der Putz vom Untergrund gelöst habe.

Der leitende Architekt veranlaßte daraufhin ein statisches und ein restauratorisches Gutachten über die Schäden. Darauf aufbauend mußte im Frühjahr 1984 an der Südwand des Chores eine Notsicherung vorgenommen werden, da sich offensichtlich die Chorwand

1 DIE PFARRKIRCHE ST.STEPHANUS vor der Renovierung. Nord- und Ostansicht, Aufnahme von Architekt Peter Haag im August 1958. Das Gebäude im Vordergrund wurde nach den Renovierungsarbeiten von 1959 abgebrochen.



vom Turm gelöst hatte und die Malereien aus der Zeit um 1400 in hohem Maße gefährdet waren. Im Dachgeschoß mußten über dem Chorgewölbe gegenüber dem Turm die Balkenlage erneuert und ein neues Sprengwerk errichtet werden, da die Deckenbalken teilweise auf dem Gewölbescheitel auflagern. In diesem Zeitraum erfolgte auch die vorgesehene Außenrenovierung der Kirche.

Unter Hinzuziehung des staatlichen Prüfamtes für Baustatik in Heilbronn wurden die Probleme in der Kirche mit einem Bericht über „Schäden an den Umfassungsmauern und im Gewölbe“ vom Kreisbauamt Hohenlohekreis nochmals zusammengefaßt. Dabei wurden auch die möglichen Schadensursachen analysiert. Um hierfür weitere und schlüssigere Begründungen zu erhalten, wurden zusätzliche geologische und meßtechnische Untersuchungen in Auftrag gegeben.

Das Geologische Landesamt Baden-Württemberg er-

2 NORD- UND OSTANSICHT der Kirche im Februar 1987. Der Abbruch des Gebäudes an der Nordseite hat bewirkt, daß der Untergrund stärker austrocknen konnte, und sich dadurch die Nordseite der Kirche einseitig gesetzt hat.





3 BLICK IN DEN CHOR, Aufnahme vor der Renovierung im August 1958. Im Jahr darauf wurde der östliche Zugang vermauert, die Chorempore herausgenommen, der Altar nach Osten versetzt, die Nordempore im Schiff herausgenommen und die Kanzel in die Nordstecke des Schiffes verlegt.

kundete daraufhin den Baugrund und die Gründungsverhältnisse mit Schürfgruben und Sondierungen und untersuchte die Proben im bodenmechanischen Labor. Die Ergebnisse wurden in einem „Ingenieurgeologischen Gutachten zur Ursache und Sanierung baulicher Schäden“ zusammengestellt.

Das Referat Technische Dienste, Photogrammetrie, des Landesdenkmalamtes arbeitete ein Konzept zur meßtechnischen Bauüberwachung aus. Es gliedert sich in zwei Teile: Erfassung des Istzustandes und Langzeitbeobachtungen. Für die Erstaufnahme wurde der Innenraum des Chores im Herbst 1987 photogrammetrisch erfaßt. Aus organisatorischen Gründen konnte die Außenvermessung erst im Frühjahr 1987 im Rahmen einer Diplomarbeit an der Fachhochschule für Technik in Stuttgart erfolgen. Im Juni 1987 stellte das Landesdenkmalamt den Bericht über die „Meßtechnische Bauüberwachung und Schadensdokumentation“ fertig.

Baugeschichte

Um die Untersuchungsergebnisse einordnen zu können, ist ein Rückblick auf die Baugeschichte und die letzten Umbaumaßnahmen unerlässlich.

Hollenbach liegt auf der waldreichen Hochebene zwischen Jagst und Tauber. Die Kirche befindet sich im nordwestlichen Teil des Dorfes, sie hebt sich dominierend durch das Fachwerkgeschoß über dem Chor und durch den hohen Turm von den umliegenden Häusern ab.

Der Ort war alter Besitz der Grafen von Hohenlohe, im



4 BLICK IN DEN CHOR nach den Veränderungen im Inneren der Kirche. Photogrammetrische Aufnahme im September 1984 zur Vermessung eines Querschnittes vor dem Chorbogen.

Jahr 1219 erstmals unkundlich erwähnt. In diesem Jahr trat Hohenlohe den Kirchenschatz an den Deutschen Orden ab, erhielt ihn aber mit der Reformation wieder zurück.

Die ältesten Teile des noch im 13. Jahrhundert errichteten Kirchenbaus sind die Turmuntergeschosse. Sie gehören zu einer ehemaligen Chorturmkirche. Mitte des 14. Jahrhunderts wurde westlich davon das heutige Schiff mit einer Flachdecke, im Inneren getragen von zwei kannelierten Holzsäulen, angebaut. Um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert entstand nördlich vom Turm der Chor mit zwei kreuzrippengewölbten Jochen. Um 1739 wurde das Glockengeschoß aus Fachwerk abgetragen und der Turm um zwei Stockwerke erhöht. Achtzehn Jahre später wurde die westliche Giebelwand ab- und wieder neu aufgebaut.

Die noch erhaltenen Wandmalereien zeigen im Turmchor ein Majestasbild, Evangelistensymbole und St. Georg aus dem späten 13. Jahrhundert, an der nördlichen Langhauswand die Petrusdarstellung aus der Zeit um 1340/50 und an der südlichen Chorwand St. Michael mit Waage und die Anbetung der Könige um 1400. Die dekorative Gewölbemalerei im Chor stammt aus der Zeit um 1520. Im Chor steht ein spätbarocker Altar von J. A. Sommer aus dem Jahr 1748.

Die letzte Renovierung der Kirche erfolgte im Jahr 1959 unter dem Architekten Peter Haag aus Schorn-dorf. Dabei wurden die Wandmalereien freigelegt. Weiterhin gab es im Inneren umfangreiche Veränderungen: Die Chorempore wurde herausgenommen und der öst-



5 WANDMALEREI an der südlichen Chorwand um 1400. Erkennbar sind im oberen Feld St. Michael, darunter links Maria und das Christkind und rechts die Heiligen Drei Könige. In diesem Bereich mußte im Frühjahr 1984 eine Notsicherung vorgenommen werden, da sich offensichtlich die Chorwand von dem angrenzenden Turm gelöst hatte. Photogrammetrische Aufnahme vom September 1984 zur Vermessung eines Längsschnittes durch den Chor.

liche Zugang vermauert, der Altar nach Osten versetzt, im Schiff die Nordempore herausgenommen und dafür die Südempore vertieft, die Kanzel in die Nordostecke des Schiffes verlegt und der Eingangsbereich verändert. Weiterhin baute man an der Westseite des Turmes einen Heizraum ein, wobei die Turmwand in einer Stärke von ca. 20 cm unterfangen wurde. Nach diesen Baumaßnahmen wurde im Norden des Chores ein direkt angrenzendes Gebäude abgebrochen.

Grundlagenvermessung

Die Grundlagenvermessung wurde entsprechend dem Konzept zur meßtechnischen Bauüberwachung ausgeführt. Die Vermessung erfolgte zunächst völlig unabhängig von den zu erwartenden Ergebnissen. Innerhalb des Meßprogrammes wurden sämtliche, zunächst auch unwichtig erscheinende Details mit aufgenommen, da sie für die weiteren Auswertungen von Bedeutung sein können. Durch das sinnvolle Integrieren der verschiedenen Meßmethoden wie Photogrammetrie, Geodäsie und Handvermessung erreichte man einen rationalen Meßablauf. Ein weiterer Gesichtspunkt bei der Auswahl der Meß- und Dokumentationsmethoden war, daß die Grundlagenvermessung gleichzeitig eine optimale Dokumentation für die späteren Untersuchungen darstellen muß.

Für das Integrieren verschiedener Meß- und Dokumentationsmethoden zu einem Gesamtkonzept gibt es nur wenige Beispiele, da die einzelnen Methoden meist getrennt voneinander ausgeführt werden: Bauaufnahme und Befunduntersuchung von Architekten, photogrammetrische Vermessungen von photogrammetrischen Firmen und punktuelle Einzelmessungen für statische

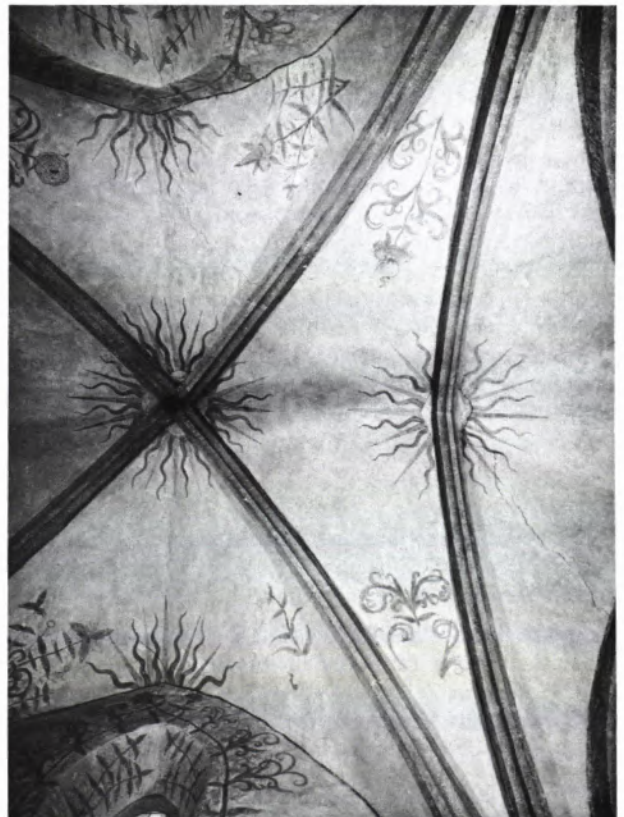
Untersuchungen von Geodäten. Rationelle Bearbeitungen und plausible Ergebnisse sind hier nur zu erwarten, wenn die Methoden aufeinander abgestimmt werden und eine gemeinsame Auswertung erfolgt.

Bei der meßtechnischen Bearbeitung von Hollenbach konnte beim Landesdenkmalamt auf den Erfahrungen bei der Kapellenkirche von Rottweil aufgebaut werden. Hier wurden im Rahmen einer baugeschichtlichen Untersuchung und statischen Sanierung im Chor und Schiff Grundlagenvermessungen durchgeführt und ausgewertet und nach erfolgten statischen Sanierungsmaßnahmen Folgebeobachtungen angesetzt.

In der evangelischen Kirche St. Stephanus in Hollenbach wurde der Innenraum des Chores mit 16 Stereoaufnahmen photogrammetrisch erfaßt. Anschließend wurden folgende Pläne im Maßstab 1:20 gezeichnet: 1 Grundriß in Bodenhöhe, 1 Deckenspiegel, 2 Längsschnitte durch die Chorachse und 3 Querschnitte vor dem Chorbogen und durch die beiden Fensterachsen. Besonders sorgfältig wurden die Risse aufgezeichnet, Haarrisse mit einer Linie und breitere Risse mit Doppellinien. Bei der photogrammetrischen Auswertung hat man durch die große Aufnahmebasis gegenüber dem Betrachter vor Ort ein vielfach gesteigertes Tiefensehvermögen und kann dadurch Risse exakt erkennen und darstellen.

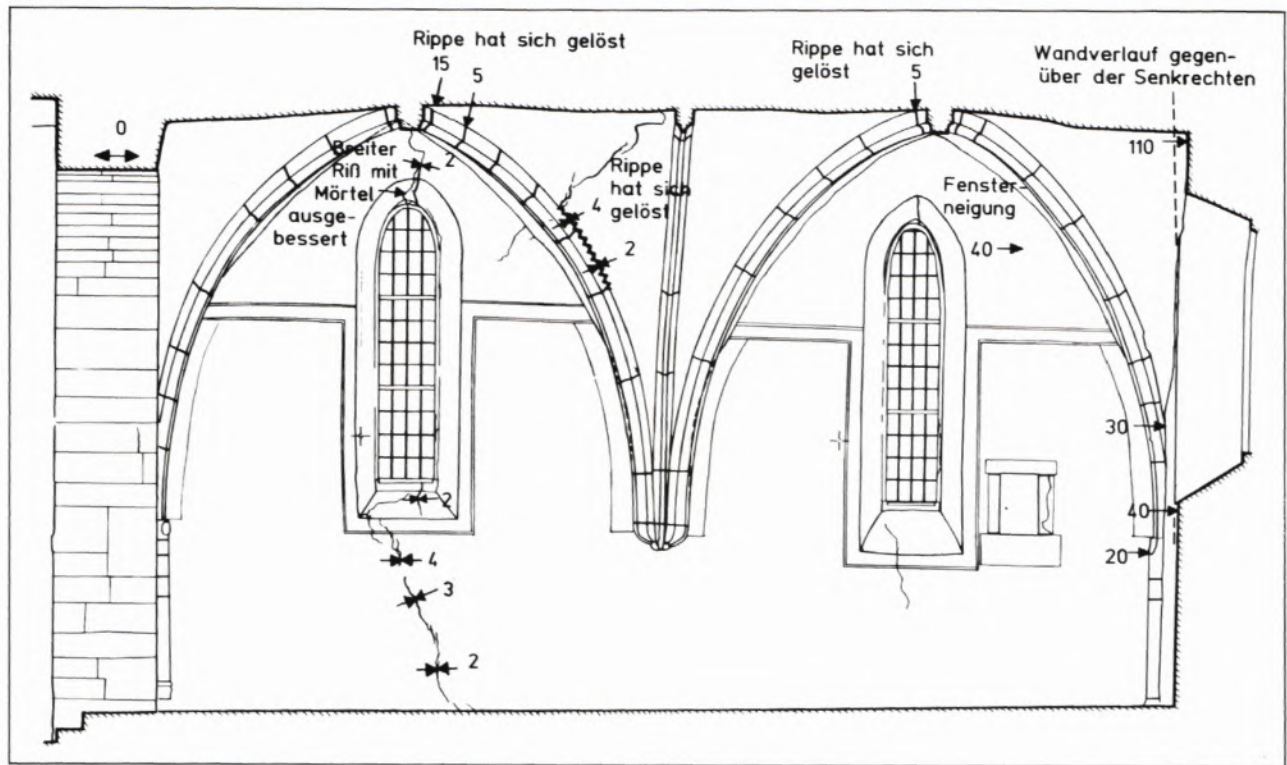
Zusätzlich zu den photogrammetrischen Aufnahmen wurden die markanten Risse und Gewölberippenablesungen durch Kleinbildaufnahmen aus unterschiedlichen Richtungen fotografiert.

6 AUSSCHNITT AUS DEM CHORGEWÖLBE, photogrammetrische Aufnahme vom September 1984 zur Vermessung eines Deckenspiegels. In der Einzelaufnahme sind die breiten Risse im Gewölbe und in den Fensterscheiteln erkennbar. Bei der räumlichen Betrachtung der Stereoaufnahmen können darüber hinaus feinste Haarrisse erkannt und dargestellt werden.

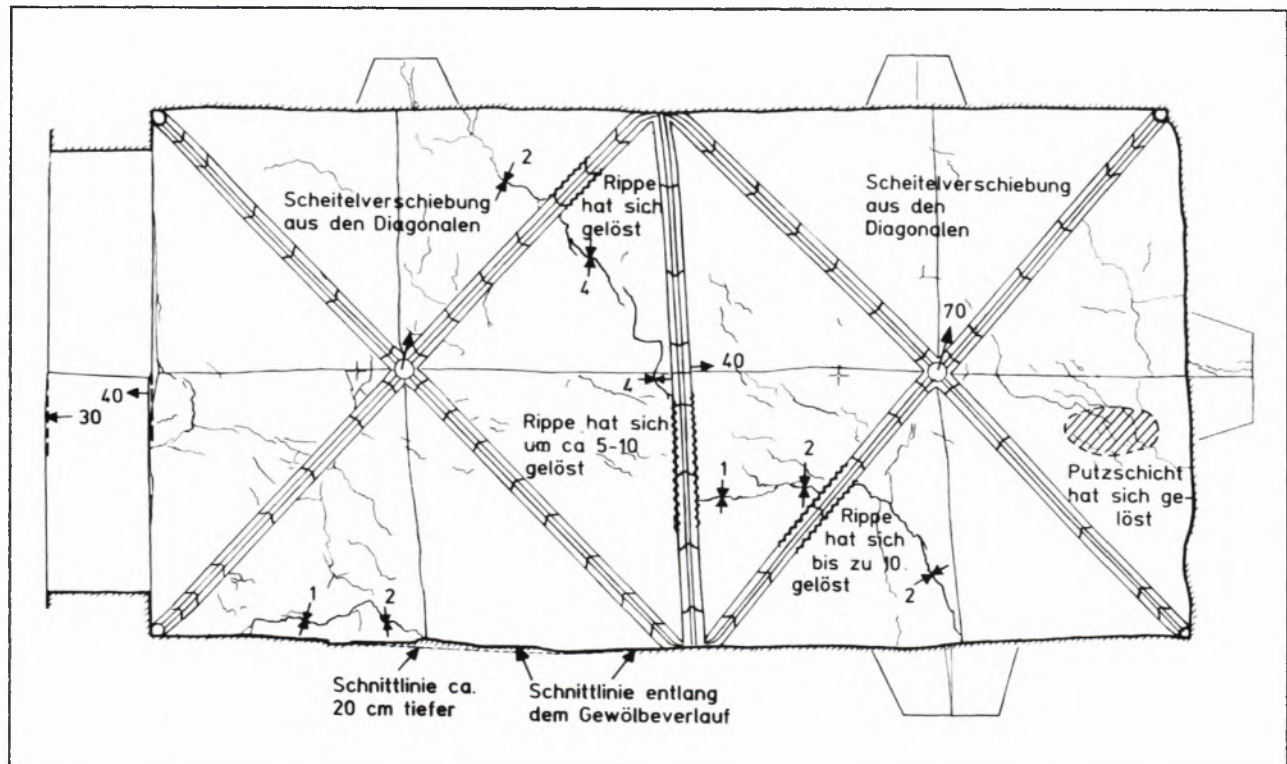


Da zu dem Zeitpunkt der photogrammetrischen Aufnahme die Außenrenovierung im Gange war und somit die Risse an den Außenwänden nicht mehr sichtbar waren, entschloß man sich, die Neigungsbeobachtungen nach geodätischen Methoden vorzunehmen. Dazu wur-

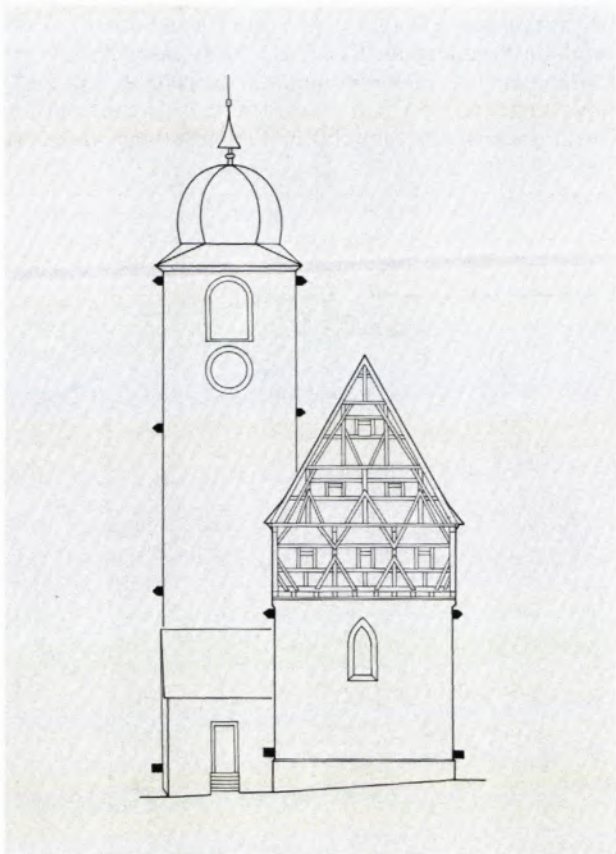
de, aufbauend auf der Vermessungsachse für die Paßpunktbestimmung im Chor, ein Festpunktnetz um die Kirche mit 12 Polygonpunkten aufgebaut, vermarktet und versichert. An den Fassaden der Kirche und am Turm wurden 20 Meßbolzen fest installiert und von



7 PHOTOGRAMMETRISCH gezeichneter Längsschnitt durch den Chor, Blick nach Norden, mit anschließender Befundeintragung, Angaben in mm.



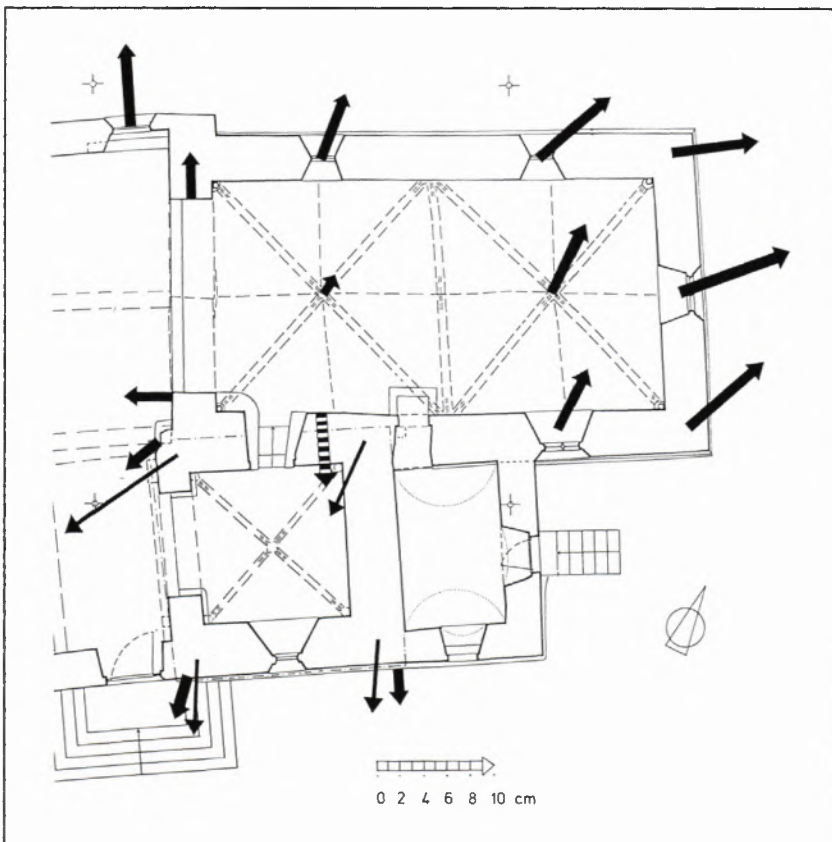
8 PHOTOGRAMMETRISCH gezeichneter Deckenspiegel im Chor mit anschließender Befundeintragung, Angaben in mm. Die Haarrisse sind mit einer Linie, die Risse größer als 1 mm mit Doppellinien dargestellt. Im Vergleich mit dem Vektorenplan, Abb. 11, zeigen die Risse und die Rippenablösungen deutlich die Spannungsfelder im Gewölbe auf. Der Rißverlauf ist stets senkrecht zur Verschiebungsrichtung.



9 ANORDNUNG DER MESSBOLZEN für die Neigungsbeobachtungen an der Ostfassade von Chor und Turm.



10 OSTANSICHT von Chor und Turm im Februar 1987.



◀ 11 VEKTORENPLAN von den Wandneigungen und Gewölbeverschiebungen im Chor sowie von den Neigungen der Turmseiten bis zur Gewölbehöhe, und dünn dargestellt die Gesamtneigungen. Die Werte wurden, soweit möglich, aus dem Mittel von Außen- und Innenvermessungen gebildet. Es zeigt sich hier deutlich, daß sich das Chorgewölbe in Richtung Nordosten verschoben und der Turm sich dazu entgegengesetzt nach Südwesten geneigt hat. An der Nahestelle zwischen Chor und Turm haben somit zwei entgegengesetzte Kräfte gewirkt.

12 ERDGESCHOSSGRUNDRISS ▶ mit den Gewölbeformen und Deckenunterzügen. Die Außenseiten des Turmobergeschosses sind strichpunktiert kartiert. Weiterhin sind die Wandneigungen am Chor und Turm in Gewölbehöhe bzw. am Schiff in Traufhöhe sowie die Gesamtneigung des Turmes in zwei Achsrichtungen angegeben. Die Werte resultieren aus den ausgemittelten photogrammetrischen Vermessungen im Chor und den geodätischen Außenvermessungen.

den Polygonpunkten aus durch räumliche Vorwärtschnitte eingemessen. Weiterhin wurden für die Setzungsbeobachtungen 13 Höhenfestpunkte im Sockelbereich der Kirche durch Feinnivellement eingemessen. Um eine Gesamtaussage von der Kirche machen zu können, mußte zusätzlich ein Gesamtgrundriß im Maßstab 1:50 gezeichnet werden.

Untersuchungsergebnisse

Die geometrische Auswertung der Grundlagenvermessung erfolgte zunächst unabhängig von den bisherigen Erkenntnissen. Bei der Interpretation der Meßergebnisse konnten dann aber die vorliegenden Untersuchungsberichte der anderen Fachdisziplinen mit eingearbeitet werden.

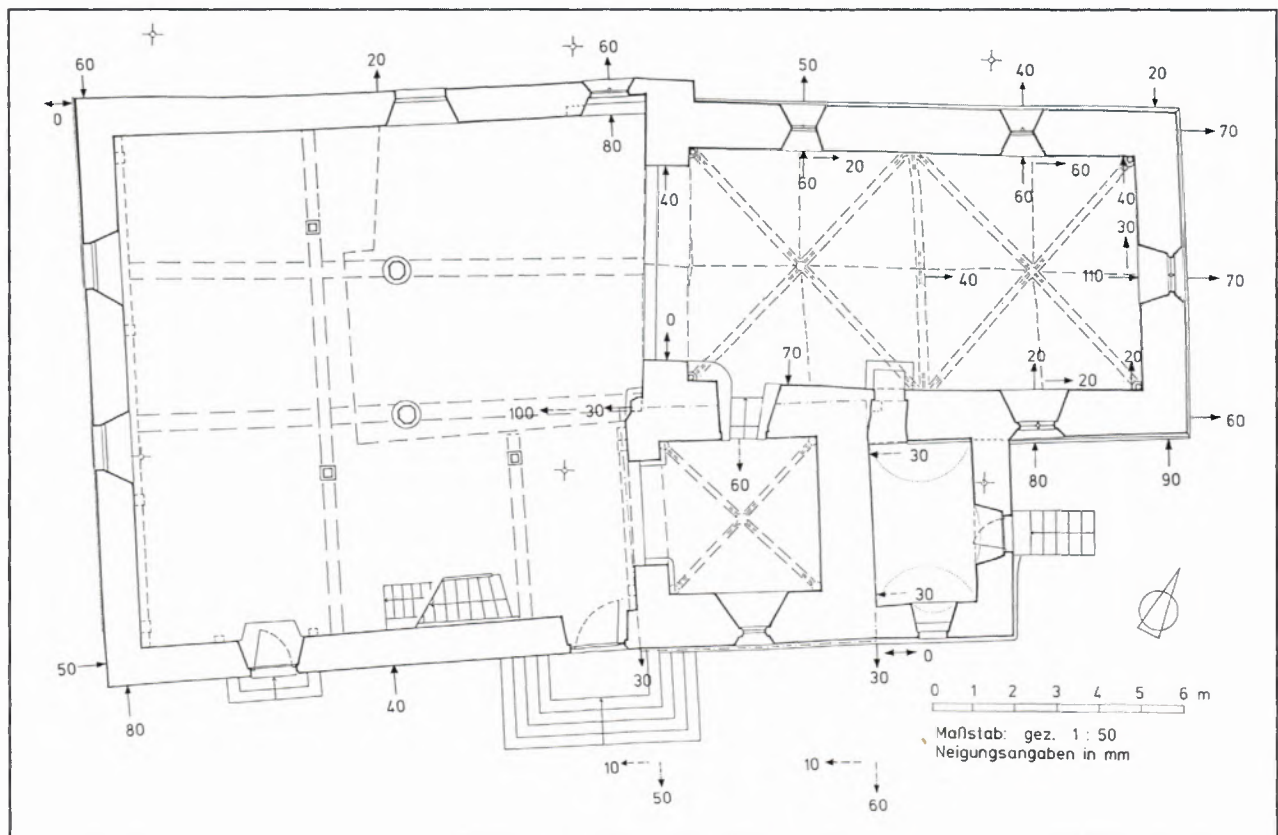
Als erstes wurden die Neigungen der Chorinnenwände detailliert aus den photogrammetrischen Vermessungen ermittelt. Sie resultieren aus den Differenzen zwischen Bodengrundriß und Deckenspiegel sowie aus den Längs- und Querschnitten. Weiterhin wurden die Neigungen der Außenwände punktuell ermittelt, am Chor bis zur Gewölbehöhe, am Schiff bis zur Traufhöhe und am Turm in mehreren Ebenen. Die generalisierten Werte im Chor und die Außenneigungen wurden in einem Gesamtplan in zwei Achsrichtungen sowie in einem Vektorenplan nach Größe und Richtung zusammengestellt. Folgende Aussagen sind mit diesen Unterlagen möglich:

Die Ostwand des Chores hat sich nach außen geneigt und dadurch das Gewölbe in Richtung Osten verschoben. Während die nördliche Hälfte des Chorbogens noch senkrecht steht, neigt sich die nördliche Chorwand bis zur Ostwand immer stärker in Richtung Osten. Das östliche Fenster der Nordwand weist bereits

eine sichtbare Schrägstellung auf. Dagegen neigt sich die südliche Chorwand erst ab dem östlichen Fenster in Richtung Osten. Die Risse unterhalb und oberhalb der Fenster, den schwächsten Gliedern im Mauerwerk, zeigen die Spannungen auf. Desgleichen zeigen die starken Gewölberisse in Nord-südrichtung diese Bewegungen an.

Die Nordwand und die östliche Hälfte der Südwand neigen sich nach Norden. Die westliche Hälfte der Südwand wurde an den bestehenden Turm angebaut. Die Projektion des oberen Turmgrundrisses ergibt eine Wandstärke von 30 bis 60 cm. Die Wand ist sehr unregelmäßig und neigt sich gegen den Turm, d. h. nach Süden, wobei hier nur die Innenseite gemessen werden kann. Die Spannungen gegenüber der Neigung der Nordwand zeichnen sich durch eine Ribhäufung in Nord-südrichtung im Gewölbe gegenüber dem Turm ab. Im Südwestteil des östlichen Joches sind diagonale Risse und Rippenablösungen aufgetreten, die die Verwindung zwischen dem Turmbereich und der Nordostneigung des Chores dokumentieren.

Die Neigung und die Lage des Turmes wurden aus den geodätischen Messungen und der Zuordnung zum Gesamtgrundriß ermittelt. Da man den Turm in der Barockzeit um zwei Geschosse erhöht hatte, sind sowohl die Gesamtneigungen als auch die Neigungen im unteren Bereich bis zur Höhe der Chorgewölbe von Bedeutung. Die Südwand des Turmes neigt sich im unteren Bereich um 3 cm und im oberen Bereich weniger stark um weitere 3 cm nach Süden. Die Innenwand der Turmnordseite neigt sich ebenfalls nach Süden. Weiterhin neigt sich die Turmnordseite nach Westen, wodurch der südliche Teil des Chorbogens ebenfalls nach Westen geneigt wurde. Im Scheitel des Chorbogens hat da-



durch eine Verschiebung stattgefunden, was wiederum einen starken Riß im Gewölbe verursacht hat.

Ursachen

Die statischen Probleme im Chor dürften auf zwei Ursachen zurückzuführen sein: den Gewölbeschub und Setzungen an der Kirchennordseite. Der Gewölbeschub, die Last des Gewölbes drückt die Außenwände nach außen, wurde im westlichen Joch offensichtlich noch durch die schadhafte Lastübertragung des Dachstuhles verstärkt. Offensichtlich ist an der Kirchennordseite nach Abbruch des Gebäudes der Untergrund stärker ausgetrocknet. Dadurch kam es zu einseitigen Setzungen. In dem geologischen Gutachten wird davon ausgegangen, daß hier bei längeren Trockenzeiten Schrumpfsetzungen in einer Größenordnung von 1 bis 3 cm auftreten können. Setzungen und Gewölbeschub haben bewirkt, daß sich das Chorgewölbe nach Nordosten verschoben hat.

Der Turm hat sich dazu entgegengesetzt nach Südwesten geneigt. Geht man davon aus, daß der Aufbau der Turmobergeschosse in der Barockzeit senkrecht erfolgte, kann man an der Südseite ablesen, daß bis 1739 die Untergeschosse sich schon nach Süden geneigt hatten und der gesamte Turm sich bis heute weiter geneigt hat. Die Westneigung des Turmes dürfte ähnlich verlaufen sein. Es ist aber auch möglich, daß sich der Turm nach dem Einbau des Heizungskellers 1959 verstärkt nach Westen geneigt hat. Dies wäre der Fall, wenn sich die starken Risse im südwestlichen Gewölbebereich tatsächlich erst nach 1959 gebildet hätten. Photographische Aufnahmen vor der letzten Renovierung zeigen,

13 *DETAILAUFNAHME von der Gewölbekappe im südöstlichen Chorbereich zwischen Mittelrippe und Diagonalrippe vom September 1960 mit einer zuvor freigelegten Ranke mit Blüte.*



daß im Gewölbe schon Risse vorhanden waren, aber in wesentlich geringerem Ausmaß.

Insgesamt ist somit anzunehmen, daß Baubewegungen schon vor 1959 stattgefunden haben, aber durch den Abbruch des Gebäudes an der Chornordseite und durch den Heizungseinbau Bewegungen und Bauschäden verstärkt eingetreten sind.

Maßnahmen

Die kritische Stelle liegt somit an der Nahtstelle zwischen Turm und Chor, wo zwei entgegengesetzte Kräfte gewirkt haben. Ob sich diese Bewegungen fortsetzen werden, müssen die Folgebeobachtungen zeigen. Hierzu wurden drei Maßnahmen festgelegt: Durch visuelle Beobachtungen ist das Rißbild mit den Aufnahmen und der Kartierung zu vergleichen. An besonders gefährdeten Stellen wurden Gipsmarken und Bleistiftmarkierungen angebracht. Durch Feinnivellement sind in zweijährigen Abständen einseitige Setzungen festzuhalten. Durch geodätische Vermessungen sind in vierjährigen Abständen Neigungsänderungen an den Außenwänden zu beobachten.

Resümee

In der evangelischen Kirche St. Stephanus in Hollenbach wurde durch eine exakte Vermessung der geometrische Istzustand festgehalten. Diese Vermessung bildet die Grundlage für die notwendigen Folgebeobachtungen. Meßergebnisse, photogrammetrische Aufnahmen

14 *AUFNAHME von demselben Detail vom Februar 1987. Der Vergleich der beiden Aufnahmen zeigt deutlich, daß in der alten Aufnahme Rißspuren vorhanden waren, die zum Teil bei der Renovierung zugesetzt wurden, und sich bis 1987 starke neue Risse gebildet haben. Weiterhin hat sich die diagonal in die Gewölbemitte verlaufende Rippe gelöst.*



15 **DETAILAUFNAHMEN** oberhalb und unterhalb des westlichen Fensters an der Chornordseite vom Februar 1987. Die Fenster sind die schwächsten Glieder des Mauerwerkverbandes und zeigen die Spannungen in Form von Rissen auf. Von Juni 1985 bis Mai 1987 hat sich der Riß unterhalb des Fensters um 0,5 mm vergrößert.



men und photographische Zusatzaufnahmen bilden zusammen die geometrische Schadensdokumentation. Die meßtechnischen Untersuchungsergebnisse wurden anschließend mit den restauratorischen, statischen und geologischen Untersuchungen verknüpft, mit der Baugeschichte in Verbindung gebracht und Archivunterlagen gegenübergestellt. Dadurch konnten Aussagen über die Ursachen von Baubewegungen und Bauschäden gemacht werden.

Leider lagen diese Ergebnisse zu spät vor, denn zum Zeitpunkt der ersten Besprechung war bereits die Innenwand zum Turm gesichert, die Außenrenovierung war im Gange, und die Sicherung des Dachstuhls über dem Chorgewölbe war in der Vorbereitung. Meßtechnische Bauuntersuchungen müssen aber als Voruntersuchungen durchgeführt werden, damit sie in ein Sanierungskonzept mit eingebunden werden können.

Meßtechnische Bauuntersuchungen benötigen einen bestimmten Zeitrahmen. Allein die Grundlagenvermessung beinhaltet beim Einsatz von photogrammetrischen Methoden folgende Arbeitsschritte: photogrammetrische Aufnahme, Entwickeln und Vergrößern der Aufnahmen, Paßpunktbestimmung, Berechnung und Kartierung der Punkte, photogrammetrische Auswertung und Ortsvergleich. Auch die übrigen Arbeiten wie Vorbesprechung, Erarbeitung eines Konzeptes, geometrische Auswertung, Archivarbeiten, Verknüpfung mit anderen Fachdisziplinen und die Zusammenfassung der Ergebnisse können nur nacheinander erfolgen. Je nach

Größe des Objektes müssen hierfür mehrere Monate eingeplant werden.

Daß die meßtechnische Bauüberwachung und Schadensdokumentation an der Kirche in Hollenbach zwingend notwendig ist, zeigt folgende Tatsache: Am 25. Mai 1984 wurden an bestimmten Stellen Gipsmarken zur Rißkontrolle angebracht. Am 28. Juni 1985 wurden markante Risse mit Bleistiftstrichen markiert und die Rißbreiten gemessen. Bei einer Beobachtung am 20. Mai 1987 ergab sich, daß an der Chornordseite unter dem westlichen Fenster die Gipsmarke gerissen war, und der Riß sich um 0,5 mm vergrößert hatte.

Literatur:

Georg Himmelheber: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau. Stuttgart 1964.

Gerdis Rechtsteiner: Überwachungsmessungen für die Kirche in Hollenbach. Diplomarbeit an der Fachhochschule für Technik in Stuttgart 1987.

Peter Schmidt-Thomé/Günter Eckstein/Artur Burkard: Die Kapellenkirche in Rottweil. Baugeschichtliche Untersuchung und statische Sanierung im Schiff und Chor. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 3/1983, S. 147-165.

Günter Eckstein

*LDA · Referat Technische Dienste, Photogrammetrie und
Photographie
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*

Rolf Dehn: Tarodunum und Kegelriß Neues zur Spätlatènezeit im Breisgau

Ein altes archäologisches Problem

Schon seit über 150 Jahren wird eine Befestigungsanlage im Dreisamtal östlich von Freiburg mit dem bei Ptolemaios (2. Jh. n. Chr.) überlieferten Namen *Tarodunum* verbunden, der sich in dem Ortsnamen Zarten (erstmalig 765 n. Chr. als *Zarduna* erwähnt) in der Gemeinde Kirchzarten erhalten hat. Die Anlage nimmt ein langgezogenes Dreieck im Ostteil des Zartener Beckens ein, das von den Quellbächen der Dreisam, Wagensteigbach und Rotbach, aus der diluvialen Niederterrasse mit bis zu 15 m hohen Böschungen herausmodelliert worden ist. Mit knapp 200 Hektar Flächeninhalt und einer Walllänge von fast 6 km gehört sie zu den eindrucksvollsten Kulturdenkmälern in unserem Lande (Abb. 1).

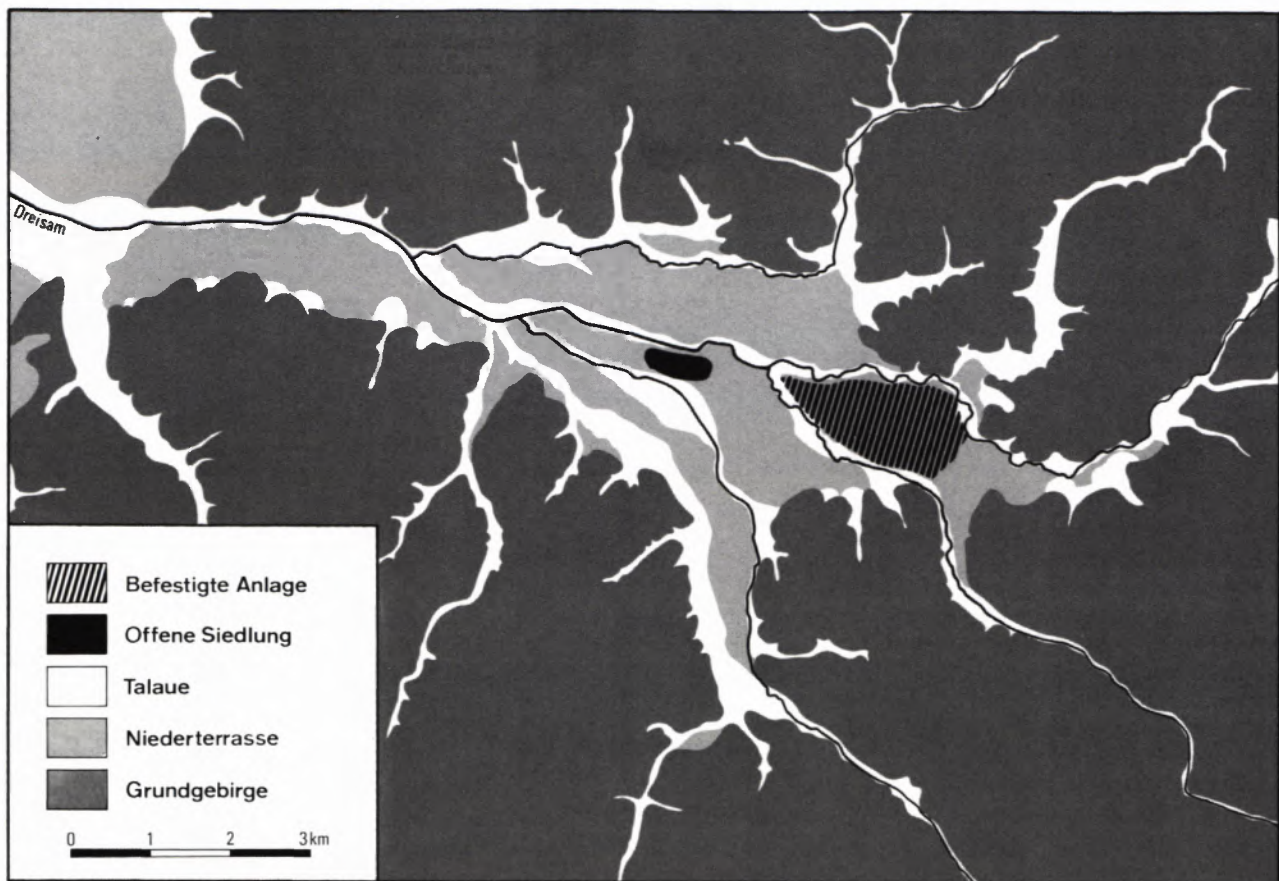
Die Lage der Befestigung und Ergebnisse einer 1901 von E. Fabricius vorgenommenen Ausgrabung in der Mitte des nach Osten die Befestigung abschließenden „Heidengrabens“ bestätigten diese Annahme. Denn neben wenigen in die Spätlatènezeit zu datierenden Kera-

mikresten fanden sich mehrere lange vierkantige Bannägel aus Eisen, die in dieser Art nur von spätkeltischen Befestigungsanlagen des bei Caesar beschriebenen „*murus gallicus*“ bekannt sind. Es verwunderte nur, daß trotz intensiver Suche auch mittels der Luftbildarchäologie bisher innerhalb der Befestigung die Reste der anzunehmenden Großsiedlung sich nicht finden lassen wollten.

Massive Eingriffe in die Substanz dieser eindrucksvollen Anlage, die auch trotz Eintragung in das Denkmaltuch durch die amtliche Denkmalpflege nicht verhindert werden konnten, haben dieses Bild nicht ändern können. Als letzte Maßnahme ist hier die Führung der neuen B 31 Ost im Dreisamtal zu nennen, die in voller Länge die Befestigungsanlage schneidet. Da die Trassenführung auch das Südende des „Heidengrabens“ betrafte, wurde eine Grabung notwendig, die 1987 auf Kosten des Bauträgers durchgeführt wurde. Der durch die Grabung nachgewiesene Konstruktionsbefund der Befestigungsanlage läßt sich als eine Variante des Mu-

1 LUFTAUFNAHME der keltischen Siedlung Tarodunum bei Kirchzarten. Sichtbar wird ihre günstige Lage im Mündungsdreieck der Quellflüsse der Dreisam. Luftbild freig. Reg.-Präs. Freiburg Nr. P-2360 vom 8. 11. 1971.





2 TOPOGRAPHISCHE SITUATION der spätlatetischen Siedlungen im Dreisamtal in offener Lage oder mit Befestigung.

rus gallicus ansprechen, bei der ein schmales Holzrahmenwerk, dessen Eckpunkte genagelt waren, die Mauerfront stützte. Auffallend ist, daß dieses Rahmenwerk erst in einer bestimmten Höhe beginnt. Unklar bleibt auch, ob – wie beim „klassischen“ Murus gallicus üblich – die Balkenköpfe in der Mauerfront sichtbar waren. Es hat vom Befund her eher den Anschein, als ob die Balken an oder in der Mauerrückseite endeten. Ein Graben ließ sich vor der Mauerkonstruktion bei der Grabung nicht sicher nachweisen. Dies und andere Besonderheiten deuten darauf hin, daß die Befestigung „Heidengraben“ hier nicht fertiggestellt worden war.

Da auch diese umfangreichen Baumaßnahmen keine Siedlungsreste in der Anlage ergaben, war es naheliegend, siedlungsgünstige Flächen außerhalb der Anlage im Dreisamtal zu begehen, in der Hoffnung, so zugehörige Siedlungsspuren zu finden. Dank des unermüdlchen Einsatzes eines ehrenamtlichen Mitarbeiters kann hier ein erstes Begehungsergebnis vorgelegt werden, das die Befestigungsanlage Tarodunum in einem neuen Licht sehen läßt: Knapp 1 km westlich der Befestigung fand sich ein spätlatetenezeitliches Siedlungsareal, das mit seiner sich aufgrund von Oberflächenfunden abzeichnenden Ausdehnung von mindestens 6, möglicherweise auch 10 Hektar mit den spätlatetenezeitlichen Großsiedlungen von Breisach-Hochstetten und Basel-Gasfabrik verglichen werden kann. Wenn auch die Erhaltungsbedingungen für die Oberflächenfunde bei den aggressiven Bodenverhältnissen sehr schlecht sind, so liegt bis heute doch schon ein Fundmaterial vor, das eine Datierung innerhalb der Spätlatetenezeit möglich zu machen scheint: von neun Münzen sind sieben Potin-

münzen vom Sequaner-A-Typus, zwei kleine Silbermünzen sind dem Typus der Kreuzmünzen zuzuordnen. Fast 50 Glasarmringfragmente stellen eine zweite Fundgattung dar, die sich bei den Bodenverhältnissen gut erhalten hat. Die Ringfragmente gehören in der Mehrzahl den Typen Haevernick 2 und 3 an. Ausgesprochen schlecht sind die Erhaltungsbedingungen für Keramik: Außer mehreren Graphittonfragmenten lassen sich hier noch am ehesten kleinteilig zerscherbte Fragmente zahlreicher Amphoren gut bestimmen. Soweit die Rand- und Fußbruchstücke eine Zuweisung erlauben, gehören sie dem Amphoren-Typus Dressel 1 A an. Schon diese kurze Aufzählung läßt deutlich werden, daß die neuentdeckte Großsiedlung im wesentlichen dem älteren Abschnitt der Spätlatetenezeit zuzuweisen ist und gleichzeitig mit den Siedlungen von Breisach-Hochstetten und Basel-Gasfabrik bestanden hat.

Diese neue Siedlung wirft die Frage ihres Verhältnisses zur Befestigungsanlage an der Dreisam auf. Die unmittelbare Nachbarschaft von offener Siedlung und Befestigungsanlage (Abb. 2) läßt die Vorstellung eines Refugiums für letztere nicht wahrscheinlich erscheinen. Bei ihrer geringen Entfernung (knapp 1 km) hätte es sich doch eher angeboten, die Siedlung gleich in der Befestigung anzulegen. Man wird wohl eher daran zu denken haben, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt während des Bestehens der offenen Siedlung ein erhöhtes Schutzbedürfnis entstand und daher von dieser Siedlung aus in unmittelbarer Nachbarschaft an einer von Natur aus besser geschützten Stelle eine Befestigungsanlage erbaut worden ist. Der oben angeführte Grabungsbefund legt sogar nahe, daß die Anlage nicht fer-



3 u. 4. SPÄTKELTISCHE MÜNZEN vom Kegelriß bei Ehrenkirchen, links *M. ca. 1 : 1*. Rechts Münze des Sequanertyps. Oben Vorderseite mit Kopf, unten Rückseite mit Fabeltier. *M. 2 : 1*.

tiggestellt worden ist und daher eine Verlegung der Siedlung nicht mehr erfolgen konnte. Man mag für die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. literarisch überlieferte Ereignisse (Germaneneinfälle und Helvetierauszug) als Erklärung in Anspruch nehmen, jedoch werden Überlegungen in dieser Richtung immer hypothetisch bleiben müssen.

Der „Kegelriß“ bei Ehrenkirchen

Wenige Kilometer südlich von Freiburg liegt in der Gemarkung Ehrenkirchen auf einem Ausläufer einer sich vom Westrand des Schwarzwaldkamms in die Ebene herabziehenden Bergzunge eine Ringwallanlage, die schon über 100 Jahre bekannt ist, sich aber bisher einer zweifelsfreien Datierung entzog. Die Befestigungsanlage nutzt eine flache Verbreiterung des sonst nur schmalen Bergrückens, der von gut 100 m tief eingeschnittenen Bachtälern begleitet wird. Die unter dem Namen „Kegelriß“ bekannte Anlage ist heute noch im Gelände gut sichtbar und bildet in etwa ein trapezförmiges Rechteck mit ca. 16 Hektar Innenfläche. Eine noch heute wasserführende Quelle wird an der Südwestseite durch die hier den Steilhang herabgeführte Befestigung mit in das geschützte Areal eingeschlossen.

Systematische Untersuchungen sind bisher in der Anlage nicht durchgeführt worden, jedoch haben seit 1982 intensive Begehungen durch einen ehrenamtlichen Mitarbeiter der Denkmalpflege ein Fundmaterial ergeben, das die schon aufgrund des Verlaufs des Walles vermutete Datierung in die Spätlatènezeit nicht nur bestätigte, sondern auch präziserte. So liegen bis jetzt über 70 keltische Münzen vor (Abb. 3 u. 4), die über weite Teile des Innenraumes verstreut gefunden wurden und zusammen mit anderen Fundstücken eine Siedlungsfläche von gut sechs Hektar anzeigen. Das sehr einheitliche Münzspektrum besteht in der Mehrzahl aus Potinmün-

zen vom älteren Sequanertypus (Sequaner A), daneben sind auch Potinmünzen vom Remer- und Leucertypus und Silberquinare vom Typus Kaletedu vertreten. Außer wenigen Keramikbruchstücken, die aufgrund der extrem sauren Bodenverhältnisse nur schlecht erhalten sind, runden Bruchstücke italischer Bronzegefäße, eine Fibel vom Typus Lauterach sowie verschiedene Trachtbestandteile aus Bronze das Fundbild ab. Auffallend sind zahlreiche Bronzeußreste.

Mit diesen beiden Großsiedlungen verdichtet sich erheblich das Fundbild der Spätlatènezeit im weiteren Umland von Freiburg. Sechs Großsiedlungen, von denen vier sicher als befestigte Anlagen unter den von Caesar geprägten Begriff der „*oppida*“ fallen dürften, zeigen die Bedeutung dieses Raumes im letzten Jahrhundert vor der Zeitenwende an (Abb. 5), gibt es doch keine andere Region in Süddeutschland, die auch nur eine vergleichbare Funddichte in dieser Zeit aufweist. Scheinen bei Breisach und dem Limberg bei Sasbach, wie während aller Perioden der Vorgeschichte deutlich sichtbar, die besondere verkehrsgünstige Lage der von Natur aus vorgezeichneten Rheinübergänge bestimmend zu sein, so verwundert die in den Schwarzwald vorgerückte Lage der Anlagen auf dem Kegelriß und im Dreisamtal. Diese wird verständlich, wenn man die bekannten Erzvorkommen am Schauinsland, bei St. Ulrich und im Münstertal mit in die Überlegungen einbezieht: erstere sind von Tarodunum aus gut zugänglich, letztere vom Kegelriß. Solange allerdings der direkte archäologische Nachweis für eine Nutzung der Erzvorkommen bereits schon in der Latènezeit noch aussteht, müssen Überlegungen in dieser Richtung hypothetisch bleiben.

Diese beiden, durchaus als wichtige landesgeschichtliche Erkenntnisse zu wertenden Beispiele sind wieder ein Beleg, wie wichtig einerseits für die archäologische



5 SIEDLUNGEN aus spätkeltischer Zeit im Breisgau: 1 Limburg bei Sasbach, 2 Breisach-Münsterberg, 3 Breisach-Hochstetten, 4 Kegelriß bei Ehrenkirchen, 5 Kirchzarten-„Rotacker“, 6 Kirchzarten-„Tarodunum“. Punkt: offene Anlage; Quadrat: befestigte Anlage.

Denkmalpflege die Tätigkeit ihrer ehrenamtlichen Mitarbeiter ist. Systematische Begehungen einzelner Objekte über Jahre hinweg und Begehungen topographischer Kleinräume im Stile der klassischen archäologischen Landesaufnahme sind längst in der Denkmalpflege nicht mehr möglich. Daß auf diesem Feld wichtige und ohne Substanzerstörung durch Grabungen erzielte Ergebnisse gewonnen werden können, zeigen beide Beispiele deutlich. Neben der Luftbildarchäologie, deren Ergebnisse in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon für sich sprechen, wird es aber andererseits für die archäologische Denkmalpflege sicher eine künftige Aufgabe sein, zusätzlich Möglichkeiten und Methoden einer systematischen Landesaufnahme zu entwickeln. Denn so verdienstvoll der persönliche Einsatz einzelner als ehrenamtliche Mitarbeiter der Denkmalpflege auch ist, so werden ihre Ergebnisse doch immer räumlich begrenzt bleiben. Aufgabe einer öffentlichen Denkmalpflege ist jedoch der Schutz aller Kulturdenkmäler im Lande, auch derjenigen, die heute noch verborgen im Boden ruhen. Wirksamer Schutz ist jedoch nur bei der Kenntnis der genauen Lage und der Bedeutung eines Denkmals möglich. Eine gezielte Landesaufnahme unter Nutzung auch der Möglichkeiten, die die Naturwissenschaften heute entwickelt haben, ist daher dringend geboten.

Dr. Rolf Dehn
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
7800 Freiburg i. Breisgau



1 AUFSTEIGENDE SALZE haben die Malschicht in Sockelhöhe bereits zerstört...

Norbert Bongartz: Probleme mit Lüftungsnässe? Eine praktikable Raumentfeuchtungsmethode

Bei nicht geheizten Mauerwerksbauten (Kirchen, Krypten, Kellern) tritt bisweilen das Phänomen unangenehmer Kondenswasser-Nässe auf. Für diesen Problembereich gibt es nicht nur besondere Lüftungsregeln als preisgünstigste Therapie, sondern für hartnäckige Fälle einen weiteren praktikablen Therapieweg, der hier vorgestellt werden soll.

Der konkrete Fall ist schnell geschildert: Das katholische Filialkirchlein in Wagenhofen, Gemeinde Demmingen, Kreis Heidenheim, ist ein bescheidener mittelalterlicher Chorturmbau. Es steht in einer feuchten Talenke. Das Kircheninnere war kurz nach 1900 von dem akademisch geschulten Maler Herrmann Siebenrock ausgemalt worden. Dieser hatte wohl wenig Erfahrung mit Kalk-, Mineral- oder Temperafarben und wählte statt dessen die Ölfarbtechnik für seine Malereien. Die komplette Ausmalung hat heute Denkmalwert.

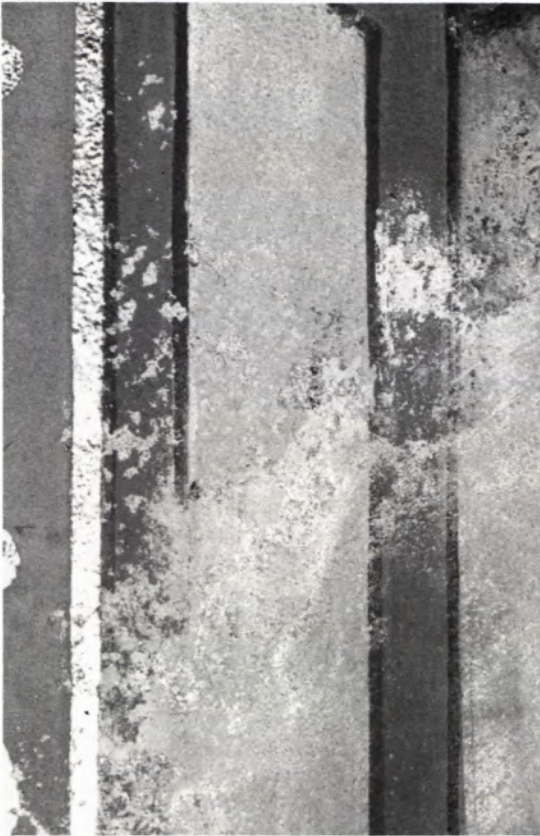
Doch sind diese Malereien stark gefährdet: Durch den farbtechnologischen Alleingang hat der Maler der Kapelle immer wiederkehrende periodische Nässe beschert; an manchen Tagen lief das Wasser in unzähligen kleinen Rinnsalen die Wände hinab, so daß schon der Verdacht auf undichte Dächer entstanden war!

Grundfeuchtigkeit

Hinzu trat deutlich sichtbar das Problem aufsteigender Grundfeuchtigkeit. Ein Mauer trockenlegungsverfahren als Bohrloch-Injektionsverfahren (nach wohlgehetem Rezept einer Fachfirma, verbunden mit zementgebundenen Putzen an Außen- und Innenseite) hatte, wie sich bald herausstellte, dem Kirchlein weniger genützt als der Firma, so daß in nächster Zeit der zweite Anlauf gemacht werden soll, diesmal mit hoch porösem und besonders dampfdiffusionsfähigem Putz.

Lüftungsfuchtigkeit

Das Nässeproblem auf den bemalten Flächen aber hatte als vorrangige Ursache ein falsches Lüften: Vorrangig am Ende des Winters, wenn man daheim die erste Wärme ins Haus holen will und – nun auch bei der Kirche – Türe und Fenster zur raschen Erwärmung öffnet, lauert die Gefahr. Was bei geheizten Räumen mit warmen Wandoberflächen angenehm und unproblematisch ist, wird am ungeheizten Mauerwerk zur kostenlosen, unfreiwilligen Gewinnung von großen Mengen destillierten Wassers, das sich an den vom Winter her noch



- ▲
 2 ... DAS ÖLGOLD blieb davon unberührt.
 3 ... MAN BESCHRÄNKT sich auf die farbliche Ergänzung der Bild-Einfassungen.



- 4 DAS AUF DIE WAND gemalte Altarbild des rechten Seitenaltars (Johannes d. Täufer) zeigt bislang „nur“ kleine, aber viele Schadstellen.

eiskalten Mauern niederschlägt. Wenn nun der Putz kaum Wasser aufnehmen kann, da seine Oberfläche – in unserem Beispiel mit Ölfarbe – versiegelt ist, dann wird das ganze Wasser deutlich sichtbar.

Daher sollte so wenig Außenluft wie möglich während kritischer Witterungs- und Temperaturbedingungen nach innen gelangen. Die Lüftungsregel muß also lauten: Zur Entfeuchtung sollte man im strengen Winter lüften, wenn die Luft trocken und so kalt ist, daß Mauerfeuchtigkeit eher an die Luft abgegeben wird; im Frühjahr darf nur bei sehr trockener Luft gelüftet werden – im Zweifel gar nicht, es sei denn, man informiert sich mittels eines Hygrometers; erst nach langsamer Durchwärmung des Mauerwerks im Hochsommer wird – bei heiterem Wetter – die Gefahr gering sein, daß sich Kondensnässe im Inneren bildet.

Es wird hoffentlich bald ein praktisches tabellarisches oder gar ein Steuerungsmodell fürs Lüften geben. Denn aus den drei Werten Innenwandtemperatur, Luftfeuchtigkeit und Lufttemperatur der Außenluft läßt sich eine exakte Taupunktberechnung und damit eine präzise Anleitung für das Lüften ableiten.

Im Problemfall Wagenhofen führten auch „normale“ Wetterstürze (Rückgang der Lufttemperatur und Erhöhung der Luftfeuchtigkeit) selbst im Sommer zu den oben geschilderten üblen Begleiterscheinungen, sogar ohne Lüften! Eine (sonst nicht benötigte) Warmluftheizung zur Abhilfe schied hier als Lösung aus. Auch wenn eine Heizung im Winterbetrieb die Oberflächen der Wände so erwärmen könnte, daß sich keine Kondensate mehr bilden: die Filiakapelle wird zu selten benutzt, als daß sich die Investition einer Heizung auch für die Benutzer hätte lohnen können, ungeachtet der neuen Probleme, die von einer Kirchenheizung ausgehen können. In diesem Dilemma kam Architekt Rolf Pfeiffer aus Dischingen auf eine ebenso einfache wie preisgünstige Idee:

Luftentfeuchtung

Auf sein Anraten wurde ein Luftentfeuchtungsgerät installiert. Diese elektrisch betriebenen Geräte arbeiten nach folgendem Prinzip: Die Raumluft wird mittels eines Ventilators durch ein Gerät von der Größe einer kleinen Kommode gezogen, in dem eine Kälteschlange



5 VIELE KLEINE FARB-AUSBRÜCHE sind auch am linken (Marien-)Altarbild festzustellen: Der Untergrund drückt die Ölfassung ab.



6 u.7 KAUM HATTE DER RESTAURATOR seinen Pinsel aus der Hand gelegt, als Raumfeuchtigkeit und Salze ihre Zerstörungen fortsetzten: Grund für die verstärkten Bemühungen ums rechte Innenklima. Die Schäden konnten gestoppt werden.

(wie im Inneren eines Kühlschranks) eingebaut ist. Die Luftfeuchtigkeit kondensiert an dieser Kälteschlange und tropft in einen Auffangbehälter ab, der entweder an einen Abfluß angeschlossen oder regelmäßig entleert wird. Wenn das Kondensat zu Eis gefriert, wird es nach Abschalten des Ventilators kurzfristig abgetaut. Das Gerät ist (wie eine Heizung mittels Thermostat) über einen Hygrostat auf den eingestellten Prozentwert einer maximalen Luftfeuchtigkeit automatisch regelbar. Der Stromverbrauch ist gering (hier ca. 500 Watt), ebenso wie die Investitionskosten. Während des Betriebs muß aber mit einer Geräuschbelästigung gerechnet werden. Doch gibt es für die Dauer von Gottesdiensten oder anderen Veranstaltungen ja die Möglichkeit, das Gerät kurzfristig abzuschalten oder einen etwas höheren Grenzwert einzustellen. Der gute Erfolg dieser Therapie ist verblüffend.

Zusammenfassung

Abschließend seien noch einmal – zur Vermeidung von Mißverständnissen – Beispiele für diejenigen Fälle genannt, in denen der Einsatz eines Luftentfeuchters sinnvoll sein könnte:

- Unbeheizte Kellergewölbe mit geringer Wasseraufnahmefähigkeit der Oberflächen, welche häufiger von größeren Menschengruppen besucht werden und/oder auf regelmäßige Belüftung angewiesen sind.

- Unbeheizte Innenräume mit Ölfarbfassungen oder Wachsüberzügen auf den Malereien, wie diese in Italien im 19. Jahrhundert als neue Technologie der Malerei angewendet und auch in Deutschland bisweilen übernommen worden ist. Auch bei relativ dampfdicht bemalten Holzpaneelen über kältespeicherndem Mauerwerk könnte sich die Raumentfeuchtung in kritischen Wochen lohnen.

Eine Einschränkung ist jedoch angebracht: Je größer der Raum, um so größer und umständlicher wird die Größe des/der Aggregate anwachsen müssen. Zur Vollständigkeit die zweite Einschränkung: Mit dieser Methode kann keine aufsteigende oder von der Mauerkrone eingedrungene Feuchtigkeit abgebaut werden!

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Die Inventarisatoren des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg



1



3



4



5



6



7



8



9



10



13



14



15



16



17



18



19



20



21



22



23



24



25



26



27



29

- 1 Dipl.-Ing. Hans-Joachim Aderhold, Listeninv. Stuttgart
- 2 Dr. Wolf Deiseroth, Leitung Ortskernatlas Stuttgart (vgl. NB 1980/2, S. 76)
- 3 Dr. Julius Fekete, Listeninv. Stuttgart
- 4 Dr. Peter Findeisen, Ortskernatlas Stuttgart
- 5 Carola Franke-Höltzermann M. A., Listeninv. Tübingen
- 6 Anita Gaubatz, Listeninv. Karlsruhe
- 7 Dipl.-Ing. Edeltrud Geiger-Schmidt, Ortskernatlas Stuttgart
- 8 Dr. Michael Goer, Leitung Listeninv. Stuttgart
- 9 Adelheid Hanke, Listeninv. Stuttgart
- 10 Dr. Wiltrud Heber, Listeninv. Karlsruhe
- 11 Dr. Gabriele Howaldt, Leitung Listeninv. Tübingen (vgl. NB 1972/3, S. 7)
- 12 Dr. Hans Huth, Leitung Listeninv. Karlsruhe (vgl. NB 1972/2, S. 5)
- 13 Dr. Wolfgang Kaiser, Listeninv. Freiburg
- 14 Sabine Kraume-Probst M. A., Listeninv. Tübingen
- 15 Rainer Kreutle, Listeninv. Tübingen
- 16 Dipl.-Ing. Christiane Lohkamp, Listeninv. Stuttgart
- 17 Thomas Lutz, Listeninv. Stuttgart
- 18 Dr. Verena Nübling, Listeninv. Freiburg
- 19 Dr. Mechthild Ohnmacht, Listeninv. Karlsruhe
- 20 Dr. Volker Osteneck, Referatsleiter
- 21 Jürgen Page, Listeninv. Freiburg
- 22 Gitta Reinhardt-Fehrenbach, Listeninv. Freiburg
- 23 Michael Schmaedecke M. A., Listeninv. Freiburg
- 24 Dr. Leo Schmidt, Listeninv. Freiburg
- 25 Dr. Alois Schneider, Listeninv. Stuttgart/Tübingen
- 26 Dr. Inge Schöck, Listeninv. Stuttgart
- 27 Dr. Wolfgang Seidenspinner, Listeninv. Karlsruhe
- 28 Dr. Richard Strobel, Fundamentalinventarisierung Stuttgart (vgl. NB 1978/2, S. 89)
- 29 Dr. Petra Wichmann, Listeninv. Stuttgart

Buchbesprechungen

Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung mit den Mitteilungen des Deutschen Restauratorenverbandes e.V. Hrsg. K.-W. Bachmann, H. F. Reichwald, U. Schießl, W. Wolters. *Werner-sche Verlagsgesellschaft, Worms. Erscheint zweimal jährlich, 1. Jg. 1987.*

Mit der Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung schuf sich der Deutsche Restauratorenverband für seinen Fachbereich eine neue und ebenso attraktive wie anspruchsvolle Publikationsplattform. Sie soll das in den letzten Jahren stetig gewachsene Bedürfnis nach vertiefter Fachinformation künftig erfüllen. In der Zeitschrift aufgegangen sind die Mitteilungen des Deutschen Restauratorenverbandes, die seit über 10 Jahren einmal jährlich separat erschienen waren.

Im Vorwort zur ersten Ausgabe 1987 formulieren die Herausgeber Karl-Werner Bachmann, Helmut F. Reichwald, Ulrich Schießl und Wolfgang Wolters worum es ihnen in der neuen Zeitschrift geht: „Kunst und Kultur ist vielen Gefährdungen ausgesetzt. Über die Erhaltung ihrer Substanz entscheidet wesentlich die Art und Weise von Restaurierungen. Somit ist die Kenntnis der oftmals komplizierten kunsttechnologischen Gegebenheiten eine wichtige Voraussetzung. In der Öffentlichkeit herrscht allerdings eine babylonische Sprachverwirrung. Die Begriffe Konservieren, Restaurieren und Renovieren sind heute austauschbar. Die Folgen sind evident. Dabei hat die Stimme der qualifizierten Restauratoren immer noch zu selten das Gewicht, das sie verdient. Von Eingriffen in das Kunstwerk und deren Folgen, von alten und neuen Methoden der Konservierung und Restaurierung, von der Restaurierungspraxis in den Museen, der Denkmalpflege und in privaten Werkstätten wird in dieser Zeitschrift die Rede sein. Restauratoren und Denkmalpfleger, Architekten und Kunstwissenschaftler, Archäologen, Naturwissenschaftler und Juristen werden zu Wort kommen. Andere, die durch ihre Entscheidungen das Schicksal von Kunstwerken bestimmen, hoffen wir zu erreichen.“ Das Ziel ist also, Mißverständnisse auszuräumen und diffuses Wohlwollen durch präzise Sachkenntnis zu ersetzen, darüber hinaus Forschungsmaterialien und -ergebnisse vorzulegen.

Daß dies alles in ansprechender Form geschieht – das Layout ist übersichtlich

und leserfreundlich –, dafür sorgt auch der Verlag, der sich durch sorgfältige Edition entsprechender Fachpublikationen bei Kennern einen guten Namen gemacht hat.

Ein Blick auf die drei vorliegenden Nummern zeigt, daß es die Herausgeber verstehen, in einem breitgefächerten Spektrum Themen der Restaurierung auch im Zusammenhang mit Denkmalpflege, Museum und Hochschule ihrem Fachpublikum nahezubringen. Vom Umfang her (der 1. Jahrgang hat an die 400 Seiten mit über 250 z.T. farbigen Abbildungen) eher wie ein Arbeits- oder Jahresbericht, genügt die Zeitschrift in jedem Einzelheft dem Anspruch an fachliche Aktualität. In Heft 1 finden sich 21 Beiträge zur Geschichte, Theorie und Technik der Restaurierung, zum brisanten Thema der Ausbildung, zu Fragen kunsthistorischer Analysen im Zusammenhang mit Restaurierungskonzepten, zur Dokumentation, Behandlung und Wertung von Befunden wie auch zu einzelnen Restaurierungsmaßnahmen. Veranstaltungskalender und Tagungshinweise bilden eine willkommene Ergänzung. Heft 2 bringt ebenfalls eine breite Themenpalette. Es führt Spezialverfahren der Restaurierung bei unterschiedlichen Materialien und für besondere Zwecke vor, wie z.B. Kunstgut aus Kirchenbesitz in Sonderausstellungen oder Restaurierungen aus der Sicht des Kunsthandels. Daneben bietet diese Ausgabe der Verbandszeitschrift der Restauratoren den längst überfälligen Einblick in Ausbildungsstätten für hochqualifizierte Restauratoren.

Im Zuge der Erprobung möglicher Publikationsvarianten, die auch bei anspruchsvollen Fachzeitschriften vielfältig sind, läßt Heft 3, das im April 1988 erschienen ist, einen zeitlichen Schwerpunkt erkennen: Kunstwerke des Mittelalters, Wandmalerei, Glasmalerei, Skulptur unter kunstwissenschaftlichem, naturwissenschaftlichem, restauratorischem Aspekt bilden die Themen, nicht zu vergessen der seit jeher stark gefährdete Bereich historischer Außenputze. Außerdem enthält diese Ausgabe auch die bisher vermißte Rubrik Buchbesprechungen.

Erfreulich ist, daß es sich die Zeitschrift leistet, Diplomarbeiten des Instituts für Technologie der Malerei, Stuttgart, zu publizieren, um damit Forschungsergebnisse zugänglich zu machen, die

sonst nur auf mühsamen Wegen an Interessenten und „Anwender“ gelangen. In diesem Zusammenhang sind auch Bibliographien zu Spezialthemen als außerordentlich hilfreich zu erwähnen.

Zu fragen wäre allerdings, ob bei einer Zeitschrift, die sich auch an den Praktiker wendet, unbedingt auf z.B. 31 Seiten 268 Anmerkungen sein müssen. Jeder, der eine Fachzeitschrift herausgibt, kennt die Empfindlichkeit der Autoren, was den Nachweis ihrer wissenschaftlichen Arbeitsweise betrifft, auch ist der Hinweis auf eine Zitatquelle notwendig – aber ein wenig mehr Disziplin sollte man von den Autoren schon fordern. Wenn aus der Sicht des Lesers und Benutzers noch weitere Wünsche zu äußern wären, dann z.B. nach einem Quellennachweis für die Abbildungen, der am Schluß der einzelnen Artikel fehlt. Ein Jahresindex läßt sich sicher demnächst nachreichen.

Die vorliegenden drei Hefte der neuen Fachzeitschrift können sich im gesamten Bereich, an den sie sich wenden, in Restaurierung, Denkmalpflege, Museum, Hochschule durchaus mit vergleichbaren Publikationen messen, als Verbandspublikation sind sie besonders hoch einzuschätzen. Es ist zu wünschen, daß die Zeitschrift einen breiten Leserkreis finden wird. *Doris Ast*

Helga Schach-Döriges, Römische und alamannische Spuren im Raum Remseck am Neckar. Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar – Landschaft · Natur · Geschichte 7 (Remseck 1987), 48 S., 49 Abb.

Für den 7. Band ihrer heimatkundlichen Schriftenreihe konnte die Gemeinde Remseck mit der Autorin eine ausgewiesene Spezialistin für frühgeschichtliche Archäologie als Autorin gewinnen. Ihr Beitrag ist auch der erste in dieser Reihe, der sich mit der älteren Geschichte des Rems-Mündungsgebietes beschäftigt. Der dargestellte Zeitraum, vom 1. bis zum 7. Jahrhundert n.Chr., wird beinahe ausschließlich durch archäologische Funde dokumentiert und beschreibbar. Aus diesem Grund schickt die Verfasserin einen kurzen historischen Überblick voraus (S.7–13), der dem Leser das Einordnen der archäologischen Funde in ein historisches Gesamtbild erleichtert. Dies wird durch anschauliche Karten unterstützt. Die Zahl der dort verzeichneten Fundstellen

verdeutlicht die Bedeutung dieser beiden Epochen, der Römer- und der Alamannenzeit, für das mittlere Neckargebiet.

Die „Archäologischen Spuren der römischen Zeit“ (S. 14–15) kartiert die Verfasserin detailliert, bildet Ausgrabungsbefunde und Fundobjekte ab und zieht Vergleiche mit anderen Fundorten. Zur Veranschaulichung verwendet sie Rekonstruktionen und „Lebensbilder“ aus dem Alltag der Menschen. Breiten Raum nimmt im Abschnitt „Archäologische Zeugnisse der Alamannen und

Franken“ (S. 26–47) der vor wenigen Jahren entdeckte Bestattungsplatz von Aldingen, Flur „Bücele“, ein. Mit ausgezeichneten Abbildungen dokumentiert die Autorin Teile des Fundmaterials eines frühalamannischen Gräberfeldes – zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts –, für das es nur wenig Vergleichbares in Südwestdeutschland gibt. Daneben werden auch die späteren merowingerzeitlichen Fundstellen des Bearbeitungsgebietes dargestellt und in den historischen Zusammenhang eingefügt. Der Autorin gelingt es in dieser regionalen Betrachtung, an Hand des Fund-

materials die besondere Bedeutung der archäologischen Funde und Befunde als historische Primärquelle ins Bewußtsein zu rufen; nicht über eine hochspezialisierte fachwissenschaftliche Abhandlung, sondern im Rahmen einer populären Darstellung für die Menschen, die in dieser Region leben. Autorin und Herausgeber sind nachdrücklich für die gelungene, reiche und qualitätvolle Bebilderung des Heftes zu loben, die dem Leser z. T. bislang unveröffentlichte Funde erstmalig präsentiert.
Matthias Knaut

Mitteilungen

Württembergischer Archäologiepreis 1988

Der Württembergische Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken wird 1988 zum siebten Mal ausgeschrieben. Er ist für Persönlichkeiten bestimmt, die sich aus privater Initiative, also ohne hauptberufliche Verbindung zur Vorgeschichtsforschung, besondere Verdienste erworben haben. Die zu würdigende Leistung muß sich auf die Entdeckung, Erforschung, Er-

haltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden in Württemberg beziehen.

Der Preis ist mit 5000 DM dotiert. Zu ihm werden eine Urkunde und eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf ausgehändigt.

Vorschläge zur Verleihung können von jedermann bis zum *30. Juni 1988* an den Württembergischen Genossenschafts-

verband – Postfach 94, 7000 Stuttgart 1 – gerichtet werden. Über die Preisverleihung entscheidet eine Jury, der Repräsentanten des Innenministeriums, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern sowie der genossenschaftlichen Banken angehören.

1200 Jahre Ettlingen – Archäologie einer Stadt –

Aus Anlaß der Landesgartenschau 1988 in Ettlingen veranstaltet das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Museum der Stadt Ettlingen eine Ausstellung über die Methoden und Ergebnisse der

Stadtkerngrabungen in dieser Stadt während der letzten Jahre.

Zahlreiche interessante Fundstücke aus den Grabungen sowie die hervorragend gestalteten Schautafeln mit Fotos, Plänen und Rekonstruktionszeichnungen zeigen die Schwerpunkte der Ettlinger Geschichte, von der Vorzeit bis in die Neuzeit. Zugleich wird an diesem aktu-

ellen Beispiel deutlich, welchen Stellenwert archäologische Untersuchungen bei einer Stadtsanierung besitzen.

Die Ausstellung findet im Schloß von Ettlingen statt. Sie ist vom 20. Mai bis zum 31. Oktober 1988 von Dienstag bis Sonntag jeweils von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten.)

Fotografien stellten zur Verfügung:
Baden-Baden, Stadtmuseum, 61, 63
Abb. 2;

LDA-Freiburg 75–79, 94, 95;
LDA-Karlsruhe 57, 59, 63 Abb. 3, 4, 64
Abb. 6, 66–68, 71, 73, 74;
LDA-Stuttgart Titelbild (Foto: J. Geiger),
64 Abb. 5, 70, 72, 80–85, 86–93,
98–101.

Aus: Karl Braig, Zur Erinnerung an
Franz Xaver Kraus, Freiburg/Br. 1902,
46.

Aus: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Kreis Konstanz, Freiburg/Br. 1887, 50.

Die Zeichnungen lieferten:

LDA-Freiburg 95, 97;
LDA-Karlsruhe 56, 57, 58, 60.
Aus: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Kreis Konstanz, Freiburg/Br. 1887, 47, 51.

Aus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Stuttgart 1889, 45, 48, 49.

Aus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1897, 49.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

*Tübingen
Erhaltende Erneuerung
eines Stadtkerns*

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske (vergr.)

*Protestantische
Frömmigkeit im Spiegel
der kirchlichen Kunst des
Herzogtums Württemberg*

München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung
von Struktur,
Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen

*Beiträge
zur Untersuchung und
Konservierung mittel-
alterlicher Kunstwerke*

München/Berlin 1974

Band 5 (vergr.)

*Der Altar des
18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner
Bedeutung und als
denkmalpflegerische
Aufgabe*

München/Berlin 1978

Band 6

*Historische Gärten
und Anlagen
als Aufgabengebiet
der Denkmalpflege*

Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

*Die Kunstdenkmäler
des ehemaligen
Oberamts Ulm
- ohne die Gemarkung
Ulm*

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

*Die Kunstdenkmäler des
Stadtkreises Mannheim*

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,

E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
*Die Kunstdenkmäler des
Rems-Murr-Kreises*
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW Konrad Theiss Verlag Heft 1

Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt

Heft 2.1. Ladenburg
Stuttgart 1984

Heft 1.1. Esslingen a.N.
Stuttgart 1985

Heft 1.2. Schwäbisch
Gmünd
Stuttgart 1985

Heft 1.3. Schwäbisch
Hall
Stuttgart 1986

Heft 1.4. Leonberg
Stuttgart 1986

Heft 1.5. Herrenberg
Stuttgart 1986

Heft 1.6. Waiblingen
Stuttgart 1987

Heft 1.7. Markgröningen
Stuttgart 1987

Heft 4.1. Ravensburg
Stuttgart 1988

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1

Günter P. Fehring
*Unterreggenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
*Das „Schlöble“
zu Hummertsried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978

Band 4

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
*Studien zu Wehranlagen
zwischen junger Donau
und westlichem Bodensee*
Stuttgart 1979

Band 6

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1979

Band 7

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1981

Band 8

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters in
Baden-Württemberg*
Stuttgart 1983

Band 9

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg

**E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung**
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

Band 5 Stuttgart 1980

Band 6 Stuttgart 1981

Band 7 Stuttgart 1982

Band 8 Stuttgart 1983

Band 9 Stuttgart 1984

Band 10 Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
*Die Urnenfelderkultur
in Nordwürttemberg*
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
*Der Reihengräberfriedhof
von Donzdorf
(Kreis Göppingen)*
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
*Das Erdwerk
der Michelsberger Kultur
auf dem Hetzenberg bei
Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
*Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)*
Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
*Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde
aus der Brillenhöhle*
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
*Der römische
Skulpturenfund
von Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)*
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
*Aræe Flaviae I
Neue Untersuchungen
zur Geschichte
des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich
Müller
*Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)*
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
*Die Schussenrieder
Siedlung
im „Schlöblesfeld“
Markung Ludwigsburg*
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem
jungsteinzeitlichen
Dorf Ehrenstein
(Gemeinde Blaustein,
Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörge
*Das alamannische
Gräberfeld von Giengen
an der Brenz
(Kreis Heidenheim)*
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
*Die fränkischen
Gräberfelder
von Barga und
Berghausen
in Nordbaden*
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
*Aræe Flaviae II
Viehhaltung und Jagd
im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
*Flora und Fauna im
Ostkastell von Welzheim*
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-
Müller
*Der alamannische Adels-
bestattungsplatz und die
Reihengräberfriedhöfe
von Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)*
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
*Das Mittelpaläolithikum
der Großen Grotte bei
Blaubeuren (Alb-Donau-
Kreis)*
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
*Die steinzeitliche
Besiedlung des Esels-
burger Tales bei
Heidenheim*
Stuttgart 1984

Band 18

Margot Klee
*Aræe Flaviae III
Der Nordvicus von
Aræe Flaviae*
Stuttgart 1986

Band 19

Udelgard Körber-
Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Stuttgart 1985

Band 20

*Studien zu den Militär-
grenzen Roms III
Vorträge des 13. Interna-
tionalen Limeskongresses,
Aalen 1983*
Stuttgart 1986

Band 21

Alexandra von Schnur-
bein
*Der alamannische Fried-
hof bei Fridingen an der
Donau (Kr. Tuttlingen)*
Stuttgart 1987

Band 22

Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Stuttgart 1986

Band 23

Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Stuttgart 1987

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 68

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 60 20

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 28 21 07

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21